

Herausgeber:
Jürgen Hasse / Rainer Krüger

Schriftleitung:
Rainer Danielzyk

Die bisherige Reihe „Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung“ wird als „Wahrnehmungsgeographische Studien“ weitergeführt. Signalisiert werden soll damit zum einen eine größere Offenheit gegenüber unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen, für die sich die Schriftenreihe als Forum der humanwissenschaftlichen Diskussion komplexer Mensch-Umwelt-Beziehungen anbietet. Zum anderen wird eine klare Profilierung angestrebt: die Subjektivität im Wahrnehmungsprozeß soll als Gegenstand der wissenschaftlichen Reflexion aufgewertet werden. In den Mittelpunkt rücken Wege der Welterschließung als geistige Erkenntnis *und* sinnliche Begegnung, die die Gesellschaftswissenschaften in ihrem mainstream vernachlässigen.

Die in der Reihe erscheinenden Arbeiten haben ihren theoretischen Ort in der Humangeographie und an deren transdisziplinären Rändern. Mit der programmatischen Aufmerksamkeit für das rational gestaltende *und* emotional erlebende Subjekt verbinden sich theoretische Präferenzen: wissenschaftstheoretisch für den Theorienpluralismus und forschungsmethodisch für das hermeneutische Paradigma. Die Reihe ist für theorieorientierte, empirische, anwendungs- und planungsbezogene Arbeiten offen.

Herausgeber und Schriftleitung

Band 21

Jürgen Hasse / Ilse Helbrecht (Hrsg.)

Menschenbilder in der Humangeographie

bis

Bibliotheks- und Informationssystem

2003

Verlag / Druck /
Vertrieb: Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441 / 798 2261, Telefax: 0441 / 798 4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0826-9

Inhalt

Vorwort	9
<i>Jürgen Hasse</i> Die Frage nach den Menschenbildern – eine anthropologische Perspektive	11
<i>Heike Egner</i> <i>Homo ludens</i> oder <i>homo carens</i> ? Über das Menschenbild in der Geographie der Freizeit und des Tourismus	33
<i>Claudia Wucherpennig, Anke Strüver, Sybille Bauriedl</i> Wesens- und Wissenswelten – Eine Exkursion in die Praxis der Repräsentation	55
<i>Frank Schröder</i> Christaller und später – Menschenbilder in der geographischen Handelsforschung	89
<i>Heike Jöns</i> Von Menschen und Dingen: Konstruktiv-kritische Anmerkungen zum (a)symmetrischen Akteurskonzept der Akteursnetzwerktheorie	109
<i>Claus-C. Wiegandt</i> Menschenbilder in Architektur und räumlicher Planung	145

Ilse Helbrecht

Humangeographie und die Humanities –
Unterwegs zur Geographie des Menschen 169

Autorinnen und Autoren des Bandes 181

Vorwort

Die in dem vorliegenden Band erscheinenden Beiträge dokumentieren den Verlauf der Fachsitzung „Menschenbilder in Wissenschaftstheorie und Forschungspraxis“, die die Herausgeberin und der Herausgeber auf dem 53. Deutschen Geographentag 2001 in Leipzig geleitet haben. Darüber hinaus ist das Spektrum aufgrund der Bedeutung des Themas um einige weitere Beiträge ergänzt worden. Wir danken allen, die die Arbeit an diesem Band unterstützt haben, insbesondere den Autorinnen und Autoren für ihr inhaltliches Engagement. Die Menschen-Bilder zwischen den Beiträgen hat uns der Frankfurter Fotograf Will Kauffmann zur Verfügung gestellt. Auch dafür danken wir herzlich.

Frankfurt am Main und München, Juli 2002

*Jürgen Hasse
Ilse Helbrecht*



Wolffschlaich & Partner 2007 20x 111

Vom Unterschied zwischen Niederlassungen und Niederlassungen:

In unserer Branche gibt es Unternehmen, die unter Niederlassung Büro mit Dame verstehen. Aufgabe: Reklamations-, Ersatzneubestellungen, Aufträge entgegennehmen, und schriftlich/telefonisch an die Zentrale, irgendwo im In- oder Ausland, weiterleiten.
 Die Vibissa versteht unter Niederlassung etwas anderes. Deshalb ist jede Die Vibissa Niederlassung eine kleine

Zentrale für sich. Mit gutem schiefem Ersatzteillager, mit zweckmäßig ausgestatteter Werkstatte und mit kompetenten Mitarbeitern. Die Vibissa Niederlassungen gibt es überall im In- und Ausland.

Unternehmens: Für die einen bedeutet Niederlassung Büro.

Für Die Vibissa Services an Ort und Stelle.



Mit drei Beinen auf der Oberfläche. Hauptgeschäft: Elektromotoren - Antriebe.

Die Vibissa GmbH, Justus-von-Liebig Str. 31
 62527 Dietzenbach
 Telefon (0 60 74) 32 11, Telefax 4191933

Menschen-Bild
 (Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Jürgen Hasse

Die Frage nach den Menschenbildern – eine anthropologische Perspektive

Geographie strebt in drei großen Forschungsfeldern nach Antworten: in der Objekt- und Systemlokalisierung (Standortfragen), den Mensch-Umwelt-Beziehungen und der Bestimmung von Regionen und anderen räumlichen Einheiten. Die mannigfaltigen Rollen, die Menschen auf der Erde (lokal bis global) spielen, sind wichtige Erklärungsgrößen zum Verständnis räumlicher Muster und Prozesse. Das gilt nicht nur für die Anthropogeographie, sondern für alle – auch die naturwissenschaftlichen – Subdisziplinen der Geographie. Aus der wissenschaftstheoretischen Perspektive der menschlichen Teilhabe am Geschehen in Raum und Zeit hat jede Frage nach dem Wandel der Städte, dem Klima der Erde oder dem Zustand der Böden zwei Seiten: die der wissenschaftlichen Gegenstände im engeren Sinne (Böden, Städte, Klima etc.) und die der Beziehungen, die Menschen in ihrem Leben zu diesen Gegenständen und Umgebungen herstellen.

Diese zweite Seite weist abermals zwei Aspekte auf. Da ist der Mensch als Macher seiner Dinge und Ideen – und als Macher seiner selbst. Der Mensch westlicher High-Tech-Kulturen steht in einem Spagat – kraft seiner technologischen Genialität hat er sich ein Feld entgrenzter Möglichkeiten erschlossen und die Spaltung von Subjekt und Objekt vertieft. Die Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts ermöglicht ihm schon heute den Einbau von Ersatzteilen und bald weit darüber hinaus die Reproduktion seiner selbst. Der Aufstieg zum gottähnlichen Wesen verändert das kollektive Selbstverständnis. Dazu gehört das Ideologem einer sich exponentiell ausbreitenden Verfügung über bisher noch nicht beherrschte Natur. Auf dem Wege der Selbstüberschreitung des Menschen beschleunigt sich das Vergessen eigenen Naturseins. In den säkularen westlichen Gesellschaften wird dieses Vergessen wissenschaftstheoretisch von einer Transformation des Begriffes vom Menschen begleitet. Im anti-Nietzsche'schen Sinne wird der Graben der menschlichen Selbstentzweiung vertieft und das (post-)moderne Indivi-

dum seinen pluralen gesellschaftlichen Rollen gerecht gemacht. So kommt das intelligible Wesen in den Blick, der „denkende Körper“, der selbstreflexiv ist und sich von denkenden toten Körpern (künstliche Intelligenz) nur noch marginal unterscheidet.

Im Schatten dieses Menschenbildes liegt eine Seite menschlichen Daseins, die mit dem zweiten Aspekt zur Geltung gebracht werden soll: der zu seiner Umgebung in Beziehung stehende Mensch als befindliches Wesen. Sein leibliches Dasein teilt er mit den Tieren. Jedem produktiven Machen von Dingen oder Verhältnissen in sinnhaft organisierten Gesellschaften liegt anthropologisch ein Verständnis des Menschen voraus, wonach er sich als sinnliches Wesen leiblich erlebt, in schwankenden Gefühlen, im Halbschlaf, im Schreck, im Schmerz, in Freude, in Lust. Was sich hier meldet, ist kein selbstreferentiell denkendes Wesen. Es ist ein in Situationen wurzelndes befindliches Wesen, das sich neben seinem Denken oder als Folge eines bestimmten Denkens in einem Gefühl erlebt, welches sich als etwas *an* sich und nicht *von* sich ausdrückt. Der befindliche Mensch ist nicht prinzipiell der nicht-denkende Mensch; er ist vielmehr durch ein Sich-selbst-Spüren gekennzeichnet, das der Möglichkeit seines Be-denkens nicht im Wege stehen muß. Neben seiner gnostischen Fähigkeit zur apperzeptiven Wahrnehmung, zur auffassenden Aneignung, also zum einsichtsvollen Verstehen nach Kategorien präpositionalen Wissen, steht seine Fähigkeit zum Ausdrucks-Erfassen¹, zur leiblichen Wahrnehmung, die nicht Einzelnes erfaßt, sondern mannigfaltig Gegebenes, das sich situationsgebunden darstellt. Solche ganzheitlichen Eindrücke werden urplötzlich am Ausdruck der Gestalt eines Menschen oder der Physiognomie einer landschaftlichen Umgebung gleichsam abgelesen, ohne die Buchstaben des Alphabetes nennen zu können, mit dessen Hilfe ein Ausdruck erfaßt wird. Mit dem gefühlsmäßig temperierten Menschen kommt eine Seite seiner anthropologischen Konstitution zur Geltung, die von wissenschaftlich motivierten Vorstellungen vom Menschen marginalisiert, vom Szientismus sogar zugedeckt wird. Jede wissenschaftstheoretische Fixierung auf den Begriff eines rationalistischen Denkwesens wird um den Preis einer Auslassung im Blick auf das ganze menschliche Dasein erkaufte.

Theoretische Ausblendungen dieser und anderer Art sind weder Zufälligkeiten noch Pannen des Wissenschaftsprozesses, sondern konstitutive Bedingungen für eine gelingende Herstellung wissenschaftslogischer Hygiene.

1 Vgl. Straus 1956, S. 206.

Deshalb werden sie in aller Regel auch nicht explizit verhandelt. Diskursive Verhältnisse lassen sich als Rahmenbedingungen für Wissenschaft auch (und nicht selten *gerade*) auf prädiskursivem Niveau herstellen. Die nötige Exklusion erfolgt dann im Schatten positiver Definitionen. Menschenbilder sind als affekt-logische (Ciompi) Konstrukte kommunikative Instrumente.² Im Rahmen wissenschaftlicher Diskurse haben sie aber eher eine semi-diskursive, denn eine programmatisch und sprachlich klar zur Geltung kommende Funktion. Insbesondere in ihrem denotative Eindeutigkeit unterlaufenden Charakter können sie diffus und subkutan vermitteln, was sich konstruktiv in spezifische Interessen angesichts (forschungs-) situativer Machtkonstellationen einfügt. Derartige Ausschlüsse können so lange betrieben werden, wie im wissenschaftlichen mainstream kein Defizit reklamiert wird. Für die Konstruktion eines wissenschaftstheoretisch und -hygienisch funktionierenden Menschenbildes läuft diese Praktik auf eine Ignoranz gegenüber der Naturdimension menschlichen Seins hinaus. Dies geschieht mit der Folge, daß die befindliche Subjektseite des Menschen gar nicht erst thematisiert wird, obwohl sie doch in jeder Frage nach dem Wandel der Städte oder dem Klima steckt. Substraktionsanthropologisch ist sie vom kognitiv handelnden Akteur immer schon abgezogen, wenn die Rolle des Menschen auf wissenschaftliche Tagesordnungen geschrieben wird. Mit anderen Worten: Der Mensch ist, wenn Geographie ihn theoretisch als *Subjekt* anspricht, schon auf die Objektseite projiziert. Dieser Projektion liegt die Ausblendung seines befindlichen Daseins zugrunde, mit der das Individuum zum Objekt seiner selbst stilisiert wird. Diese forschungsmethodologisch evozierte Selbstentzweiung ist insbesondere deshalb so reibungslos zu erreichen, weil sie zivilisationsgeschichtlich angelegt ist.

*

Die Reflexion anthropologischer Fragen hat in der Geographie ihre Grenzen; Geographie ist keine Anthropologie. Indem Geographie aber „die Erde als den Lebensraum der Menschen“³ in die Mitte ihres wissenschaftstheoretischen Selbstverständnisses rückt, teilt sie mit der Anthropologie auf einem paradigmatisch sehr grundsätzlichen Niveau die Frage nach dem Menschen. Da sie Wissenschaft von der Erde ist, liegen die zentralen Fragen aber auf dem Niveau abhängiger Variablen. Der mainstream der scientific community

2 Vgl. Reichert 1987.

3 Blotevogel 2002, S. 15.

plaziert sie dagegen an den äußersten Rand seines Erkenntnisinteresses. Die Integration gesellschaftstheoretischer Konzepte in geographische Erklärungsmodelle kann diese Marginalisierung nur dann aufheben oder abschwächen, wenn die eingeschlossenen Menschenbilder im Hinblick auf ihre Funktion in thematisierten Mensch-Umwelt-Beziehungen kritisch geprüft werden.

Daß das Menschenbild der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule diesbezüglich eine andere Erklärungsreichweite hat⁴ als das rationalistisch-überhöhte Menschenbild der Sozialtheorie eines Anthony Giddens, ist offensichtlich. Der in anthropologischer Hinsicht markanteste Unterschied besteht sicherlich darin, daß die Repräsentanten der Frankfurter Schule an theoretisch zentraler Stelle von *nicht* bewußtem Tun und damit von einer nur bedingt bewußt zu machenden Schattenseite menschlichen Handelns und deshalb von einer „externen“ Herstellbarkeit von Bedürfnissen ausgehen. Die Rolle dieser gewissermaßen abgedunkelten Zonen menschlichen Tuns (insbesondere in der gesellschaftlichen Erzeugung von Bedürfnissen) ist zum Beispiel bei Herbert Marcuse⁵ von herausgehobener Bedeutung, kommt aber als theoretisch unverzichtbarer Ausgangspunkt schon im Denken der Dialektik der Aufklärung bei Adorno/Horkheimer⁶ zur Geltung. Die gesellschaftliche Erzeugung des Unbewußten macht Mario Erdheim⁷ schließlich zu einem immer noch aktuellen zivilisationsgeschichtlichen Forschungsgegenstand.

Sieht die Humangeographie von der Virulenz nicht bewußter Veranlassungen menschlichen Tuns zugunsten der Vorstellung eines über sich verfügenden Individuums ab, so blendet sie einen wichtigen Bereich menschlicher Tätigkeiten zugunsten eines *in der Theorie* beherrschbar gemachten Bildes vom Menschen aus. Nach Giddens gilt folgender Begriff vom Menschen:

„Ein menschliches Wesen zu sein, heißt, ein zweckgerichtet Handelnder zu sein, der sowohl Gründe für seine Handlungen hat, als auch fähig ist, diese Gründe auf Befragung hin diskursiv darzulegen (oder auch: sie zu verbergen).“⁸

4 Kernaussagen integrieren gerade jene Motive und Antriebe zu einem bestimmten Tun oder Unterlassen, die sich den bewußten, denkenden Verfügung der Individuen entziehen.

5 Vgl. Marcuse 1957 sowie 1967.

6 Adorno/Horkheimer 1947.

7 Vgl. bes. Erdheim 1984.

8 Giddens 1988, S. 53.

Bei Giddens ist die Entstehungsgeschichte von Bedürfnissen ein gemiedenes Thema.⁹ Begünstigt wird damit eine Idealisierung subjektiver und gesellschaftlicher Freiheiten mit der Folge analytischer blanks gegenüber dissuasiven Strategien in Ökonomie und Kulturmarketing zur „Besetzung“ der Individuen mit Begehren. Insbesondere in den Rahmenbedingungen einer erlebnis- wie freizeitgesellschaftlichen Sozialisation expandieren Produktpaletten, deren Kern eine Dienstleistung am Begehren ist. Während Bedürfnisse noch als stillbar gelten, zeichnen sich Begehren dadurch aus, daß sie sich durch Erfüllung vermehren und differenzieren. Die Kulturindustrie der Begehren kommerzialisiert mehr die obsessive, lustvolle und triebbedingte Seite im Menschen, denn sein rationalistisches Vermögen, frei zu handeln.¹⁰ Die folgende noch unter vergleichsweise archaisch-kapitalistischen Bedingungen moderner Industriegesellschaften von Max Horkheimer bezogene Position steht zu Giddens' aktueller Auffassung in einem krassen Gegensatz; dabei kann Horkheimer beispielhaft für die Perspektive der Frankfurter Schule stehen:

„... diejenigen, die zu schwach sind, sich der Realität entgegenzustellen, (haben) keine andere Wahl, als sich auszulöschen, indem sie sich mit ihr identifizieren. Sie sind niemals rational mit der Zivilisation versöhnt. Statt dessen beugen sie sich ihr, indem sie insgeheim die Identität von Vernunft und Herrschaft, von Zivilisation und Ideal akzeptieren, sosehr sie die Achseln zucken mögen.“¹¹

Wer am Anfang des 21. Jahrhunderts Max Horkheimer oder einen anderen Repräsentanten der Frankfurter Schule mit einem diagnostischen Bezug zur Gegenwart zitiert, provoziert die Frage nach der Aktualität der dort getroffenen Erklärungen. Zweifellos ist die Logik der Kritischen Theorie unter der Bedingung „befreiter Sprachspiele“ rissig geworden. Ihre zentralen Sätze stellen sich heute eher als Elemente widersprüchlich gewordener gesellschaftlicher Situationen dar. Gültigkeit können sie weniger universalistisch als lokal, das heißt von Fall zu Fall, beanspruchen. Allein der Prozeß der Globalisierung hat neue Regeln geschrieben, die derzeit in der Verschärfung sozioökonomischer Ungleichheiten eskalieren und ebenso zur Pluralisierung individueller Lebenserfahrungen führen wie zu einer Differenzierung kollekt-

9 Vgl. Gerstenberger 1988, S. 158.

10 Zur Erweiterung des Denkens in den Kategorien von „Bedürfnissen“ durch die „Begehren“ vgl. bes. Böhme 2001.1.

11 Horkheimer 1946, S. 111.

tiv-subjektiver Erfahrungen und Solidaritäten. Was Ulrich Beck kürzlich „das Zeitalter des eigenen Lebens“ genannt hat¹², birgt die extreme Spannweite postmoderner Identitätsbildungsprozesse zwischen Freiheit und Zwang, Verstandesrationalität und Lust, selbstreflexivem Handeln und emotionalem Befinden. Dies ist die Zeit des in seinen Möglichkeiten entgrenzten Souveräns. Es ist aber *zugleich* auch die Zeit des in seinem Begehren besetzten und durch Strategien der Unbewußtmachung verfügbaren Individuums.

Die Frage nach der Subjektivität des Menschen und seinen sich zu allen Zeiten nach je herrschenden Verhältnissen verändernden Freiheitsgraden ist nicht ersetzbar. Auch nicht in ihrer vermeintlichen Umschiffung durch die theoretische Priorisierung der (bewußten) Reflexivität menschlichen Handelns. Die Ausklammerung nicht-reflexiver Momente menschlichen Tuns sagt dann zwar wenig über das wirkliche Leben aus, ist aber für die Berechenbarkeit *von Theorie* produktiv. Als wissenschaftliche Strategie fördert die Exklusion den Reinheitsgehalt von Wissenschaft und sichert damit einen szientistisch geregelten Zugriff auf das gelebte Leben der Menschen. Er ist durch all das bereinigt, was sich linearer Vorhersagbarkeit und damit der ‚Kontrolle‘ durch das System wissenschaftlicher Modelle entzieht. Die Frankfurter Schule sah diese Seite im menschlichen Sein trotz aller Verschwommenheit sehr ‚klar‘ und rückte sie an einen gebührenden theoretischen Platz. An jenem Punkt, an dem sie die Prozesse in Politik, Ökonomie und Kultur mit der Dynamik des Unbewußten verknüpft, ist die Kritische Theorie auch heute *strukturell* aktuell. Eine entsprechende Fortschreibung erfährt sie daher auch im gegenwärtigen Diskurs über die Zukunft der Kritischen Theorie.¹³

Wo Geographie aufgrund ihrer Gegenstände Gesellschaftswissenschaft ist¹⁴, schlägt die Differenz zwischen strukturell weit auseinanderliegenden Menschenbildern auf die (potentiellen) Ergebnisse theoretischer und empirischer Forschung besonders hart durch, hängt es doch von der Definition des Menschen entscheidend ab, woran sein Tun letztlich gemessen wird – im Umgang mit seinen Städten, den Böden, dem Klima oder dem Geld. Von wel-

12 Beck 2001.

13 Vgl. dazu einschlägige Debatten in der Zeitschrift für Kritische Theorie.

14 Das ist insgesamt für die Geographie des Menschen der Fall (bzw. für die Sozial-, Human- oder Kulturgeographie) und insbesondere für Subdisziplinen wie die Politische Geographie oder die Geographie der Freizeit und des Fremdenverkehrsverhaltens (um nur wenige Beispiele zu nennen) oder für wissenschaftstheoretische Perspektiven wie Feministische oder Humanistische Geographie.

cher Seite also soll der Mensch gesehen werden? Wie und als wer soll er theoretisch im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß zur Geltung kommen? Soll Wissenschaft den Menschen als intelligiblen (Sonder-) Gegenstand (unter anderen materiell-körperlichen Gegenständen) denken, als einen zur Selbstreflexion fähigen Gegenstand? Dann käme es für diesen Körper nur darauf an, daß er *denken* kann und nicht darauf, was er spürt, begehrt, liebt und haßt, wenn er etwas denkt. Es käme dann nicht darauf an, daß er sich *vor* oder im aktuellen Vollzug eines Denkens situativ in einer affektiven Gestimmtheit findet und aus ihr heraus vielleicht tätig wird, *ohne* im rationalistischen Sinne zu ‚denken‘. Solange die scientific community sich in der unausgesprochenen Übereinkunft weiß, in diesem Reduktionismus auch dann kein erkenntnistheoretisches und wissenschaftspolitisches Problem zu sehen, wenn es sich bei dem Ausgeklammerten um gesellschaftlich relevante Aktivitäten von Menschen handelt, kann sie ihre Exklusionspraktiken beibehalten.

Aufgrund der hohen Emotionalisierung im Bereich der Politik besteht in der Konfliktforschung eine wesentliche Aufgabe gerade *im Verzicht* auf emotionale Entlastung, zu der „uns die Freund-Feind-Unterscheidung immer wieder drängen will“. ¹⁵ Emotionalität wird so als Dimension der Wirklichkeit gelebten Lebens erkannt und anerkannt und soll wegen ihrer Virulenz im menschlichen Tun auf der Gegenstandsebene nicht aus dem wissenschaftlichen Forschungsprozeß herausgehalten werden. Um diesen Verzicht forschungsmethodisch nutzbar machen zu können, ist neben einer geschärften Aufmerksamkeit gegenüber emotionaler Konfliktodynamik auch deren Reflexion und Rekonstruktion im Konfliktgeschehen gefragt.

*

Die Frage nach den Menschenbildern impliziert die normative Frage, wie sich Wissenschaft zu dem verhalten soll, was sie über gesellschaftliche, also menschliche Situationen ans Licht bringt. Im Falle der wissenschaftlichen Anerkennung einer normativen Aufgabe der Selbstpositionierung im Forschungsprozeß ist aber noch nichts über die paradigmatische, ideologische und politische Selbstverortung dieser ‚Einmischung‘ gesagt. Nur als *eine* Entscheidungsvariante ist es denkbar, daß eine Deckungsgleichheit zwischen wissenschaftspolitischem Selbstverständnis des forschenden Subjekts und

¹⁵ Spillmann 1987, S. 17.

einem emanzipations- und aufklärungsorientierten Menschenbild zustande kommt. Normativ wäre wissenschaftliches Handeln im theoretischen Rekurs auf die Frankfurter Schule, wenn es ein aufklärungsorientiertes Menschenbild auch in der Forschung zur Geltung bringen würde.¹⁶ Auf der Gegenseite läge das kontrastierende Menschenbild, wonach sich Wissenschaft – positivistisch – (sich selbst vom Anspruch der Aufklärung entbunden) in der affirmativen Kenntnisnahme dessen vollzöge, was die Individuen selbst und mit eigenen Ausdrucksmitteln über den Sinn ihres Tuns sagen könnten.

Im mainstream der Humangeographie tauchen Menschen als Subjekt-Objekte im Forschungskontext auf. Auch nach einer breiteren Akzeptanz qualitativer Methoden im mainstream der Humangeographie beherrscht das vom Forschungs-Subjekt gesprochene Wort die explorative Szene. Forschungsgegenstand ist, worüber gesprochen wird, was von wem – sofern dem „Probanden“ ein eigenes Wort zugestanden wird – zur Aussprache gebracht wird. Zur gesellschaftlichen Wirklichkeit beider Seiten der an Forschung Beteiligten gehören kulturelle Traditionen und Konventionen des Aus- und Ansprechbaren. Dazu gehören deshalb auch formale und inhaltliche Tabus. Solange diese vor allem von der Seite der Forschenden perpetuiert werden, ändert sich an diesen kommunikativen Routinen nur wenig. Forschungs-Partner ist dann „lediglich“ das um seine gelebte Subjektivität bereinigte Subjekt. In der Konsequenz wird ein Subjekt als Forschungsgegenstand konstruiert, für das es keine „subjektiven Tatsachen“ in Gestalt von Betroffenheiten gibt, die zu einem Teil intersubjektiv kommuniziert werden können, zu einem anderen Teil der denotativen Sprache gegenüber aber inkommensurabel sind. Das Forschungssubjekt ist dann auf dem „Bildschirm“ des Forschers da, wo es sich selbst in sprachlichen Abstraktionsroutinen zum Objekt macht. Die Akzeptanz solcher Methodik spiegelt den Stand der Selbstreflexion auf der Seite der Forschenden. Erwin Straus hat die erkenntnistheoretischen Konsequenzen dieses auf die cartesianische Philosophie zurückgehenden Reduktionismus ausführlich behandelt. Sein Einwand gegen die Methoden der „objektiven“ Psychologie greift auch gegenüber dem Großteil zeitgemäßer Sozialforschung in der Humangeographie: „Wäre der objektive Psychologe konsequent im Sinne seiner Theorie, dann müßte er auch sein eigenes Ver-

16 Das gleiche gelte (um nur ein weiteres Beispiel über die Grenzen der Frankfurter Schule hinaus zu benennen) im Rückgriff auf Foucault.

hältnis zu seiner ganzen Umgebung in die Beziehung von Reizen und Organismen umdeuten.“¹⁷

Was ein Mensch tut, tut er aus einer Situation und im Hinblick auf eine Situation. Jede Situation hat (wie jeder Gegenstand, der im Sinne von Heidegger auch *für den Menschen* da ist) mehrere Seiten: grobdifferenziert lassen sich Subjekt- und Objektseite in ihren wechselseitigen Verknüpfungen unterscheiden. Auf der Objektseite sind die körperhaften Dinge, wozu der Mensch in seiner Körperlichkeit gehört. Hier nimmt er im mathematischen Raum Platz ein. In der sozialen Welt agiert er im physischen Raum. Auf der Subjektseite ist der Mensch befindliches Individuum, das seine Umgebung und sich selbst in Kommunikation mit dieser Umgebung wie anderen Menschen erlebt. Auf dieser befindlichen Seite ist der Mensch aber nicht im mathematischen Raum, er ‚findet‘ sich vielmehr im „gelebten“¹⁸ oder „erlebten“¹⁹ Raum. Schmitz spricht hier von einem „prädimensionalen“ Raum,²⁰ der sich vom Nullpunkt des eigenen Leibes in unumkehrbaren Richtungen ausdehnt. Auf der Subjektseite einer Situation ist das erlebende wie das intelligibel handelnde Individuum. Für die Phänomenologie ist seit Husserl, Straus, Heidegger und Bollnow die Erlebnisdimension eines situativ daseienden Individuums von zentraler Bedeutung.

Zwar bringen in der aktuellen philosophischen Debatte um das Mensch-Natur-Verhältnis Naturphilosophen und Phänomenologen das Verständnis eines nicht nur im Denken, sondern schon in leiblichen Befindlichkeiten existierenden Menschen immer wieder in Erinnerung.²¹ Davon bleibt die Entwicklung sozialwissenschaftlicher Raumtheorien und Menschenbilder in der Geographie aber weitgehend unberührt. So wird vom Leben im „gelebten“ oder „erlebten“ Raum auch dann abstrahiert, wenn nicht-verstandes-

17 Straus 1956, S. 179.

18 Vgl. Dürckheim 1932.

19 Bollnow betont ausdrücklich, daß der Begriff des „gelebten Raumes“ der bessere und in der Sache treffendere sei. Er entscheidet sich schließlich nur aus formalsprachlichen Gründen für den Begriff des „erlebten Raumes“ (vgl. Bollnow 1962).

20 Vgl. Schmitz 1988, S. 387.

21 So spricht Klaus Michael Meyer-Abich im Gegensatz zu dem vom Subjekt in seinem Erleben distanziierten Begriff der „Um“-Welt von der „Mitwelt“ (vgl. Meyer-Abich 1993); Gernot Böhme hebt essenzielle Teile seiner Philosophie und Anthropologie auf die befindliche Seite menschlichen Lebens ab (z.B. Böhme 1985 oder 2001.2); bei Hermann Schmitz steht die Leiblichkeit des Menschen als tiefster Grund seiner Subjektivität an zentraler Stelle seiner gesamten Philosophie (vgl. Schmitz 1964ff. oder als knappe Zusammenfassung 1998).

rationale Entscheidungen für eine menschliche Umwelt-Beziehung relevant sind, sondern gefühlsmäßige Verhältnisse zur „Mitwelt“. Das heißt nicht, daß Gefühle gänzlich unbeachtet bleiben. Die jüngsten Erträge der Hirnforschung legen ihre semi-kognitivistische Interpretation als Evaluation sogar nahe. Damit werden sie aber nur an ihrer Nahtstelle zum begrifflichen Denken integriert. An ihrer anderen Seite, wo sie im leiblichen Betroffensein wurzeln, bleiben sie unbeachtet. Erwin Straus, dessen Ziel es als Psychiater war, Physiologismus und Intellektualismus in der Analyse der menschlichen Wahrnehmung zugunsten einer erweiterten Sensibilität zu überwinden, verdeutlicht das zur Diskussion stehende dichotomische Verhältnis der Erkenntnismethoden so: Es geht auf einer sachlogischen Ebene um das Gesehene, Gehörte oder Gefühlte, und im Blick auf die modernen hermeneutisch-verstehenden Sozialwissenschaften muß man hinzufügen, geht es zweifellos daneben um die sinnhafte Dimension der jeweiligen Vollzüge des Sehens, Hörens oder Fühlens. Es geht aber nicht um das leibliche *Geschehen* des Sehens, Hörens und Fühlens. In sozialwissenschaftlicher Sicht interessiert der gnostische Aspekt sinnlicher Wahrnehmungstätigkeiten, nicht der pathische. Mit der begrifflichen Polarität von gnostischer und pathischer Erkenntnis differenziert Erwin Straus die zwei in einem komplementären Verhältnis zueinander stehenden Seiten von Wahrnehmung und Erkenntnis. Das Gnostische entspricht dabei dem sozialwissenschaftlich üblichen Verständnis der Apperzeption, einer Art der Aneignung, die das Filter des sprachlich-geistigen Auffassungsvermögens passiert. Es ist eine Aufmerksamkeits- und Erkenntnishaltung im Format diskursiver Symbole. Erwin Straus argumentiert, die Psychologie nehme diese Seite der Erkenntnis zulasten ihrer anderen Hälfte (des Pathischen) als die eigentlich nur relevante ins Visier.

Was er zwischen den 1940er und 1960er Jahren für die Psychologie sagt, läßt sich noch heute für das den modernen Sozialwissenschaften einschließlich weiter Bereiche der Erziehungswissenschaft zugrundeliegende Menschenbild sagen. Der intelligible Mensch, der etwas erkennt, denkt, auf etwas hin tätig ist, findet stets unter dem inhaltlichen Aspekt dessen Beachtung, *was* er erkennt, denkt, *woran* und *womit* er auf etwas hin tätig ist und so weiter. Mit seinem Begriff des Pathischen betont Straus nun die anthropologische Kehrseite des Gnostischen. „Das gnostische Moment hebt nur das *Was* des gegenständlich Gegebenen, das pathische das *Wie* des Gegebenseins hervor.“²² Die Kritik von Straus spiegelt sich auch in der Präsenz des Begriffes

22 Straus 1930, S. 151.

vom Pathischen in der alltäglichen Gegenwartssprache wider. Dort sind nämlich nur begriffliche Abwandlungen präsent, die das *Was* einer Beziehung inhaltlich präzisieren. Die mit dem Begriff des Pathischen ausgedrückte positive Beziehung ist ohne irgendeine situationsspezifische Präzisierung aus der Sprache verschwunden.

So steht die *A-pathie* für eine Teilnahmslosigkeit, insofern für eine stumpfsinnige Gefühllosigkeit, als in der *Apathie* Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit zum Ausdruck kommen. Der Begriff des *Leidens* steckt in *pathos* und *pathein* (zugleich für *erleben* und *erfahren*). Auch der Begriff der *Patho-logie* weist auf den Stamm des *Leidens*, das erklärt und besprochen werden soll (*logos*). Bei Klages stand das Pathische deshalb ausdrücklich auch für ein leidendes, passives Verhalten, ein Sich-Hingeben. Das Sich-Hinein-Begeben in die gefühlsmäßige Situation eines anderen, das mit dem Begriff der *Em-pathie* angesprochen wird, beinhaltet dieses zum Mit-Leiden bereite und fähige passive Verhalten eines Sich-Hingebens.²³

Der Begriff des Pathischen akzentuiert im Gegensatz zum sprachlich aktuell lebendigen semantischen Feld um das Pathische herum nichts, was eine Wahrnehmungshaltung konkretisiert, sondern den Grundstrom aller denkbaren Varianten. In seinem Dispositionscharakter ist das Pathische mehr auf der Seite der sogenannten „niedereren Sinne“ als auf der des Sehens und Hörens. „Beim Betasten dominiert das Pathische, beim Beschauen das Gnostische.“²⁴ Der Bewegung und dem Gleichgewicht (*Gleichgewichts-sinn*) kommt besondere Bedeutung zu. Im Pathischen geht es also um eine unmittelbare Kommunikation mit den Dingen und ihrer sinnlichen Gegebenheitsweise – um das, was uns an ihnen schrecken, bedrücken oder anziehen mag. Straus sieht im Pathischen eine vorbegriffliche Kommunikation mit den Erscheinungen, die er das „ursprünglichste Erlebnis“ nennt.²⁵

Straus resümiert: „Die Umdeutung des sinnlichen Erlebens endet, wie nicht anders möglich, mit einem tiefen Verkennen des Erlebens überhaupt, des Gehaltes des Erlebens, der Seinsweise erlebender Wesen.“²⁶ Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit im Bereich des sozialen Lebens ist für die Analyse einer objektbezogenen ‚Außenseite‘ menschlichen Tuns justiert, deren Äußeres Dingen oder/und semiologischen Strukturen verbunden ist. Die *erlebende*

23 Vgl. Grimm 1889, Hermann 1983, Dorsch 1970.

24 Straus 1930, S. 154.

25 Vgl. ebd., S. 151.

26 Straus 1949, S. 237.

Person wird von der lebenden /denkenden Person (weitgehend präreflexiv²⁷) abgezogen, so daß konstruktiv ein *denkendes* Subjekt als gereinigtes Subjekt verbleibt, das zum Objekt wissenschaftlicher Introspektion bestens taugt. Das um seinen vitalen Chaotismus gebrachte Subjekt wissenschaftlicher Fiktionen bietet sich im übrigen rationalistisch-szientistischen Verfügungsobsessionen der verschiedensten Art an (u.a. via Prognose).

Sozialwissenschaft, die sich in ihrem wissenschaftlichen Handeln allein auf hermetische Gegenstände und symbolische Konstruktionen kapriziert, bedarf einer Aufmerksamkeitshaltung, in der nicht-theorietaugliche Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt versteckt sind. Innerhalb der scientific community würde jeder Verzicht auf diese Abstraktion einen Verstoß gegen geltende Konventionen bedeuten. Das Absehen-*Können*²⁸ wird auf dem Wege der subkulturellen Sozialisation in der wissenschaftlichen Gemeinschaft gelernt und als affektologische Struktur in den Wissenschaftler-Habitus eingeschrieben. Dabei geht es um mehr als nur eine Steigerung der Effizienz des Denkens durch kognitivistische Rationalisierung. Die scheinbar allein „sach“-logische Einstellung der Pragmatik drückt eine kollektive Verdrängung²⁹ von Triebenergie und Affekten aus und stärkt ein irrationales Moment. Das Irrationale, über Schreibtabus mit dem Wissenschaftsprozess gefühlsbezogen verknüpft, kehrt wissenschaftssoziologisch in Diskreditierungsdiskursen wieder. Deren kommunikativer Ort ist das Terrain der Theorie. Erst wenn die subjektive Abwehr erfolgreich war, kann über die konsensorientierte Akklamation der Gruppe Bestätigung dafür eingeholt werden, die „dann als Beweis für die Objektivität seiner [des Wissenschaftlers, Vf.] Erkenntnisse“ dient.³⁰ Für Carola Meyer-Seethaler ist die Verdrängung der Gefühle aus dem wissenschaftlich veröffentlichten oder öffentlichen Handeln Voraussetzung dafür, daß der Widerspruch erträglich werden kann, der

27 Dieser Abzug wird ja in der Theoriebildung selbst nicht zum expliziten Gegenstand gemacht. Die Distanzierungen z.B. zur Freudschen Psychoanalyse, wie sie von Giddens (und ihm folgend von Werlen) betrieben werden, lassen sich im Hinblick auf die daraus resultierenden Folgen für das Menschenbild nicht als eine dialektische Reflexion ansehen, die dem theoretischen Rahmen der Psychoanalyse Freuds (ganz zu schweigen von darauf aufbauenden psychoanalytischen Theorien) gerecht würde.

28 Die Gefühle werden im Sinne einer „Reinigungspraxis“ zugunsten einer konstitutiven Begriffs- und Kognitionshygiene als eine den Wissenschaftsprozess stützende Leistung herausgefiltert (vgl. Zierhofer 1999).

29 Mario Erdheim analysiert in historisch-ethnologischer Sicht die Prozesse der gesellschaftlichen Herstellung von Unbewußtheit als zivilisatorische Strategie der Behandlung von Triebanteilen, die von einer Gesellschaft abgelehnt werden (vgl. Erdheim 1984).

30 Erdheim 1988, S. 104.

daraus resultiert, Wissenschaft *ohne* selbst- und gegenstandsbezogene Gefühle betreiben zu müssen.³¹ Die psychischen Ausgangsbedingungen des Natur- wie des Sozialwissenschaftlers spiegelten sich in der Subjekt-Objekt-Spaltung, wonach das wissenschaftliche Objekt vom erlebenden Subjekt in Gestalt der forschenden Person auf Distanz gebracht werden muß. Aus dieser nicht nur kognitiven, sondern auch emotionalen Distanz kann der Gegenstand vereinnahmt werden.³² „Sachlich“ wäre der wissenschaftliche Diskurs angesichts dieser „emotionalen Substruktur“ der Wissenschaft (Keller) erst dann, wenn er „sachgerecht“ die ausgeklammerten Empfindungen als eine Bedingung wissenschaftlichen Handelns neben den üblichen Fragen und Sachzusammenhängen thematisieren würde.³³

Nun läßt sich gerade in der jüngeren humangeographischen Forschung beispielhaft zeigen, daß auf der Gegenstandsebene emotionale Bezüge sehr zentral thematisiert worden sind. Dies war in der Heimatforschung der Fall, die in den 1980er Jahren mit Methoden qualitativer Sozialforschung betrieben wurde und so eine Renaissance erlebte. Diesen Forschungen ist jedoch – soweit sie mir bekannt sind – die Interpretation von (Heimat-) Gefühlen aus der Perspektive eines (gesuchten) sozialen Sinns gemeinsam. So waren es stets *symbolische* Netze, deren Fäden in ihren Verläufen rekonstruiert worden sind. Die vorausliegende Frage nach der leiblichen Orientierung wurde nicht gesehen. Damit ist eine wichtige Ressource für das *Verstehen* von emotionalen Orts-, Objekt- und Sozialbindungen nicht erschlossen worden.

*

Die Konstruktion eines Menschenbildes hat schließlich Auswirkungen auf zwei weitere zentrale wissenschaftstheoretische Begriffe: Realität und Wirklichkeit, zwei Begriffe, die nicht nur in der Alltagssprache, sondern auch in wissenschaftlichen Diskursen oft synonym verwendet werden. Der Mensch gehört in seiner Materialität, in deren Form ihm sein Körper gegeben ist, zum Bereich der Realität. Zum *lebenden* Körper gehört aber der Leib. Leibhaftigkeit ist nach Plessner „ein Verhalten der Verkörperung und zur Verkörperung, ein in Handlung, Sprache und Gestaltung Körper gewinnendes Verhalten zu ihm und seinen Gegenständen“.³⁴ Als Mittler zwischen Körper

31 Vgl. Meyer-Seethaler 1997, S. 304.

32 Vgl. Keller bei Meyer-Seethaler 1997, S. 62f.

33 Vgl. S. 317.

34 Plessner 1980, S. 383.

und Leib spielen die Sinne eine Schlüsselrolle. Trotz aller Verschränktheiten haftet am Körper-Begriff eine konnotative Brücke zum Begriff der Realität und am Leib-Begriff eine zum Begriff der Wirklichkeit.³⁵ Während ‚Realität‘ eine dingliche Sphäre umfaßt, handelt es sich bei ‚Wirklichkeit‘ um ein darauf bezogenes oder gebundenes Geschehen und Erscheinen.³⁶ In seinem Tun bringt der Mensch beide Seiten zusammen – Materialität und Immaterialität, Realität und Wirklichkeit. In seinem Körper-Sein liegt der existentielle Konflikt, dessen Unlösbarkeit in der Subjekt-Objekt-Spaltung zum Ausdruck kommt.³⁷ Wie das Verhältnis zwischen Körper (den man hat und immer im relationalen Raum verortet) und Leib (als den man sich befindlich erlebt) ein gebrochenes ist, so ist sein hieraus resultierendes Selbstverhältnis ein gespaltenes. Der Mensch ist anthropologisch zu zwei Polen hin gespannt: dem zum Leiblichen hin tendierenden vernunftbegabten Tier und dem zu seiner intellektualistischen Körperbeherrschung tendierenden gottähnlichen Maschinenwesen. Der Mensch kann *ausschließlich* weder auf der einen noch auf der anderen Seite leben. Trotz aller Hybridisierung seiner Selbst durch die Implantation computierender Maschinenteile bleibt er seiner (körperlich-organischen) Natur verhaftet. Zu ihr gehört er kraft der Realität seines (evtl. technisch transformierten) Körpers wie der Wirklichkeit seines Leibes.

Diese Vereinseitigung des Menschen auf seinen Status als intelligibles Wesen dokumentiert sich im Konstruktivismus, wie er der modernen Sozialtheorie zugrundeliegt. Sozialtheorie, die die soziale Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit konstruktivistisch verständlich machen will, scheitert an jenem anthropologischen Punkt, an dem trotz aller Kultur des Menschen dessen Natur als kulturell unutilgbarer ‚Rest‘ virulent bleibt. Sie argumentiert gegen jede Einheit des Menschen als Naturwesen, wie sie für Erwin Straus irreduzibel bestand: „Die Einheit ist unsere eigene Natur, sie ist am Werk, ohne daß es einer auf sie gerichteten Reflexion bedarf.“³⁸ Eine in konstruktivistischer Sicht entgegengesetzte Position vertritt Wolfgang Zierhofer in seinem an Latour anknüpfenden Konzept der Hybriden. Als Natur be-

35 Mit den Umständen dieses Erscheinens einer imaginären Realität als Wirklichkeit befaßt sich zum Beispiel die Phänomenologie (vgl. hier auch Böhme 2001.2, S. 164).

36 Martin Seel weist auf die Bipolarität der Reflexion ästhetischer Eindrücke hin. Gerade in der Situation des Erscheinens bilden Selbst und Gegenstand(sbereich) eine Einheit. Die Reflexion holt beide Seiten dieser Situation im Selbst- und Gegenstandsbezug ein (vgl. Seel 1996 sowie ausführlich zum Erscheinen als erkenntnistheoretische Kategorie zwischen Sein und Schein: Seel 2000).

37 Vgl. Plessner 1980.

38 Straus 1949, S. 236.

zeichnet er, was „keinem menschlichen Handeln zuzurechnen ist“.³⁹ Menschliches Handeln geht in diesem Verständnis *restlos* in Kultur auf. Es wird so vom vitalen Antrieb abgetrennt, der ja erst in eine „Übereinstimmung mit dem eigenen Streben des personalen Subjekts“ gebracht werden muß⁴⁰. Der *Schwindel* beim Blick in die Tiefe einer Schlucht würde dem Handeln danach nicht zugerechnet werden können, weil er zur befindlichen Seite im menschlichen Dasein gehört. Das Handeln begänne erst mit der sprachlich rechtfertigungsfähigen Tätigkeit; an Schwindel gäbe es aber nichts zu rechtfertigen, weil sich Schwindel dem Individuum nicht als entscheidbare Alternative zum Beispiel zu Nicht-Schwindel stellt. Eine Natur-Seite des Menschen perlt so am theoretisch konzeptualisierten Menschen-Bild ab. Mit der konstruktivistischen Präjudizierung des Handlungsbegriffes wird die Natur-entfremdung des Menschen in der Konsequenz erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch an jenem Punkt nachgeholt, bis zu dem sie zivilisationsgeschichtlich ohnehin schon vorangeschritten ist.⁴¹ Der wissenschaftliche Reduktionismus in der Konzeptualisierung eines Begriffes vom Menschen vergrößert auf diese Weise die bereits erreichte Subjekt-Objekt-Spaltung. Eine wichtige Voraussetzung für die logisch gelingende Kommunikation einer Theorie, die die Natur des Menschen vergessen macht, ist dessen Verortung in einer Welt, deren Regeln in kulturellen Systemen aufgehen. Scharfe Kritik an konstruktivistischer Handlungstheorie formuliert Hans Joas: „In der sprachlichen und gestischen Kommunikation ist die Herrschaft über den Körper unbedroht; in der unintentionalen Expressivität werden Grenzen dieser Herrschaft deutlich, ohne daß diese Herrschaft innerhalb der gesteckten Grenzen in Frage gestellt würde. Im Lachen und Weinen geht dagegen die Herrschaft über den Körper schlagartig verloren. (...)“⁴²

*

Die Frage nach dem Menschen gewinnt mit jedem technologischen Fortschritt⁴³ an Komplexität. Eine Steigerung der Komplexität anthropologischer

39 Zierhofer 2000, S. 144.

40 Schmitz 1999, S. 113.

41 Zierhofer betreibt dies aus meiner Sicht ganz im Gegensatz zu seiner grundsätzlichen Intention der Aufhebung von Trennungen und der Dechiffrierung der sie letztlich rechtfertigenden Reinigungspraxen.

42 Joas 2001, S. 5.

43 Inwieweit „Fortschritt“ nur ein Vorschreiten auf der Achse der Ereignisse und Entwicklungen ist oder einen substanziellen „Fortschritt“ darstellt, hängt als normative Frage wiederum vom Regreß auf ein zugrundegelegtes Menschenbild ab.

Fragen ist aber auch mit jedem Verstoß gegen fundamentale Werte der Menschlichkeit verknüpft. Hier wie dort ist die wissenschaftliche Reflexion von Strukturen und Prozessen im Mensch-Umwelt-Verhältnis in ihrem Ausgang davon abhängig, welche Menschenbilder zugrundegelegt werden. Gesellschaftliches Geschehen und wissenschaftliches Tun sind immer auf zwei Ebenen miteinander verstrickt – auf einer offenen und für jedermann einsehbaren und auf einer verdeckten und der Wahrnehmung gegenüber abgeschoteteten Ebene. Angesichts dessen stellt sich den Wissenschaften die methodologische Aufgabe, die Verhältnisse zu klären, aus deren Kontext heraus *über* Menschen samt der ihnen wichtigen Dinge und Gegebenheiten Aussagen getroffen werden. Diese Aufgabe bestünde in der Rekonstruktion der Art der Herstellung von Theorien und Konzepten zur „Bewältigung“ von Komplexität in Realität *und* Wirklichkeit. Diese Aufgabe berührt den Wissenschaftler konkret als Subjekt, wenn er (als lebende, erlebende und denkende Person) Aussagen über etwas trifft. Dietmar Kamper wirft den Wissenschaften (insbesondere dem Routinebetrieb der Forschung) vor, daß sie die Flucht durch Wahrnehmungsverweigerung antrete und so zu überleben suche.⁴⁴ Am wirkungsvollsten ist diese Fluchtstrategie (a) in der thematischen Ausklammerung kategorialer anthropologischer Fragen und (b) in der symbolischen Umsetzung präreflexiv vollzogener Weichenstellungen zur Umgehung sprachlicher Diskurse. Sie können auf diese Weise jedem Rechtfertigungsdruck entzogen werden. Man *spricht* dann nicht über das dem Wissenschaftsprozess zugrundegelegte Menschenbild; man führt *praktisch* eines ein oder setzt eines voraus. Es kommt dann bestenfalls zur (positiven) Rechtfertigung solcher Vorstellungen vom Menschen, die ein programmatisch intendiertes Wissenschaftsverständnis stützen können.

Das Menschenbild von Lebensphilosophie und Phänomenologie liegt quer zu dem der modernen handlungstheoretisch entworfenen und konstruktivistisch geprägten Humangeographie. Die Wissenschaftshygiene schließt Bergson als Referenzperson der modernen Geographie ebenso aus wie Heidegger, Bollnow, Klages, Dürckheim, Straus oder Schmitz. Theorie, die von der Vorstellung eines sich selbstbeherrschenden Vernunftmenschen ausgeht, erföhre einen Riß, wenn dieser Mensch als ein Subjekt zur Kenntnis genommen werden müßte, das die Selbstbeherrschung verlieren kann, sein Leben und sein Tun nicht mehr nur zu zählen und zu rechnen fähig ist, es

44 Kamper 1997, S. 89.

vielmehr *auch* als affektiv Betroffener lebt – und als Kette fraktaler Ereignisse zu er-zählen begänne.

*

Le Corbusier war der Auffassung, daß krumme Wege in modernen Städten nichts verloren haben. Der krumme Weg war für ihn der Weg der Esel – der Mensch geht gerade Wege. Das war seine Auffassung. Später wirft Walter Gropius ihm dafür Maschinenverherrlichung vor. Le Corbusier sei gegenüber feineren menschlichen Werten völlig gleichgültig.⁴⁵ Im Streit um krumme oder gerade Straßen geht es natürlich nicht um gute oder schlechte Geometrie, sondern um die Differenz im Denken des Menschen. Le Corbusiers Modell entspricht in etwa dem Modell der Großen Erzählung vom bewußt handelnden und sich selbst (jedenfalls potenziell) beherrschenden Menschen. Walter Gropius' Gegenbild paßt zu keiner Großen Erzählung mehr. Es ist für die Differenz offen, offen für den Riß, der das Individuum in Fraktale zerlegt, ohne seine soziale Überlebensfähigkeit zu zerstören. Das postmoderne und fraktale Subjekt handelt weder in Gänze bewußt, noch beherrscht es sich lückenlos selbst; es führt neben diesen ‚hohen Kulturtechniken‘ sein Leben *auch* im „gelebten Raum“⁴⁶ und begegnet sich mitunter als Fremder.

Die philosophische Postmoderne denkt den Menschen von der Seite seines Anderen her, von einer kulturgeschichtlich imprägnierten und biographiegeschichtlich verborgen gemachten Schattenseite. Dies ist auch die Seite der Empfindungen, der Leiblichkeit, der Affekte – es ist die Seite jener Eindrücke, die ebenso zur Irritation führen wie zur Kreativität, zur Passivität wie zur Aktivität. Das Menschsein entzieht sich auf dieser Seite letzter Verplattung und Verfügung. Die Mißverständnisse, die eine konstruktive Debatte um den philosophischen Postmodernismus immer wieder gestört haben, dürften weniger aus Differenzen im Verständnis von Sachargumenten resultiert sein, als Ausdruck von Affekten gegenüber einer programmatisch geforderten Aufgabe hegemonialer „Sprachspiele“ sein. Zu ihnen gehörte und gehört zum Beispiel die „Große Erzählung“ eines logozentristischen Erklärungsmodelles von Geschehnissen in der sozialen Wirklichkeit. Der hegemoniale Charakter liegt in dem „heimlich“ (qua Methoden der Kommunikation) durchgesetzten Alleinerklärungs- und damit Machtanspruch der Wissenschaft. Der vor allem in den 1980er und 90er Jahren geforderte Verzicht auf

45 Gropius 1955, S. 224.

46 Dürckheim 1932.

derartige hegemoniale Positionen verlangte deshalb auch eine Öffnung der (nicht zuletzt theoretischen) Aufmerksamkeit für das Ästhetische, Zufällige, Lokale, Einzigartige, Leibliche und Gefühlsmäßige. Die paradigmatische und methodologische Umsetzung zentraler Forderungen der Philosophie der Postmoderne hätte aber unweigerlich zu einem Dammbbruch in den Wissenschaftsgefülden geführt, die sich gegenüber dem ‚abgründigen‘ und in Teilen völlig ‚archaischen‘ Leben der Menschen abgeschottet hatten. Schon die Diskussion dieses Risikos hätte den Beginn eines Einbruches womöglich schon provoziert. Für die Aufrechterhaltung alter wissenschaftlicher Machtpositionen hatte es sich so als wirkungsvoller erwiesen, einen metatheoretischen Nebenschauplatz zu schaffen, um mit Hilfe gut inszenierter Ausgrenzungsrituale gegenüber den Argumenten des Postmodernismus Wissenschaft in ihren hegemonialen Ansprüchen und Regeln gegen Kritik zu immunisieren. Die Effekte stabilisierten die überkommenen Strukturen – heute sind kaum noch wissenschaftstheoretische Debatten in den normativen Kategorien des philosophischen Postmodernismus zu registrieren.⁴⁷

Die Beiträge dieses Bandes nehmen die Diskussion um die Rolle von Menschenbildern in der Geographie auf. Da deren Konkretisierung vom Forschungskontext abhängig ist, arbeiten sie sich an unterschiedlich definierten theoretischen Rahmenbedingungen ab. Die dabei bezogenen Positionen markieren jeweils eigene Perspektiven und setzen fallbezogene Akzente. Der abschließende Beitrag von Ilse Helbrecht wird den Versuch einer Gesamteinschätzung machen.

Literatur

- ADORNO, Theodor W. / HORKHEIMER, M. (1947): Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Dies.: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M. 1971.
- BECK, Ulrich (2001): Individualisierung, Globalisierung und Politik. In: ARCH+, H. 158, S. 28-33.
- BLOTEVOGEL, Hans Heinrich (2002): Geographie. In: Brunotte, Ernst u.a. (Hg.): Lexikon der Geographie, Bd. 2, Heidelberg, Berlin.
- BÖHME, Gernot (1985): Anthropologie in pragmatischer Sicht. Frankfurt/M.

47 Vgl. dazu auch Welsch 1990.

- BÖHME, Gernot (2001.1): Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie. In: Zeitschrift für Kritische Theorie. H. 12 (7. Jg.), S. 69-82.
- BÖHME, Gernot (2001.2): Aisthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München.
- BOLLNOW, Otto Friedrich (1962): Probleme des erlebten Raums. Wilhelmshavener Vorträge. Schriftenreihe der Nordwestdeutschen Universitätsgesellschaft, H. 34, Wilhelmshaven.
- DORSCH, Friedrich (1970): Psychologisches Wörterbuch, hgg. unter Mitwirkung von Werner Traxel, Hamburg/Bern.
- DÜRCKHEIM, Graf Karlfried. von (1932): Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II. In: Neue Psychologische Studien. Hg. Felix Krüger, 6. Bd., München, S. 383-480.
- ERDHEIM, Mario (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt/M. Erdheim.
- ERDHEIM, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Frankfurt am Main 1994.
- GERSTENBERGER, Heide (1988): Handeln und Wandeln. Anmerkungen zu Antony Giddens' theoretischer „Konstruktion der Gesellschaft“. In: PROKLA H. 71, S. 144-164.
- GIDDENS, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt/M. (Original: The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration. Oxford, Cambridge 1984).
- GRIMM, J. und W. (1889): Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, München 1991.
- GROPIUS, Walter (1955): Ist der Architekt Diener oder Führer? In: Conradi, P. (Hg.): Lesebuch für Architekten. Texte von der Renaissance bis zur Gegenwart. Stuttgart/Leipzig 2001, S. 219-227.
- HERMANN, Ursula (1983): Knaurs etymologisches Lexikon, München.
- HORKHEIMER, Max (1946): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankfurt/M. 1967.
- JOAS, Hans (2001): Die Kreativität des Handelns. In: Wolkenkuckucksheim, Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur, 6. Jg., H. 1, S. 1-7.

- KAMPER, Dietmar (1997): Mensch. In: Wulf, Chr. (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim und Basel, S. 85-91.
- MARCUSE, Herbert (1957): Triebstruktur und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1995.
- MARCUSE, Herbert (1967): Der eindimensionale Mensch, Darmstadt/Neuwied.
- MEYER-ABICH, Klaus Michael (1993): Die natürliche Mitwelt in uns. In: Universitas, H 5, S. 409-420.
- MEYER-SEETHALER, Carola (1997): Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft. München.
- PLESSNER, Heinrich (1980): Gesammelte Schriften III. Anthropologie der Sinne. Frankfurt/M. 1980.
- REICHERT, Dagmar (1987): Zu den Menschenbildern der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. In: Bahrenberg, G. u.a. (Hg.): Geographie des Menschen. Dietrich Bartels zum Gedenken. Bremer Beiträge zur Geographie und Raumplanung, H. 11, Bremen, S. 27-48.
- SCHMITZ, Hermann (1964ff): System der Philosophie, 5 Bände in 10 Bänden, Bonn 1964 bis 1980.
- SCHMITZ, Hermann (1988): System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum. Erster Teil: Der leibliche Raum, Bonn.
- SCHMITZ, Hermann (1998): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Edition Tertium, Ostfildern.
- SCHMITZ, Hermann (1999): Phänomenologie und Konstruktivismus. In: Janich, P. (Hg.): Wechselwirkungen: Zum Verhältnis von Kulturalismus, Phänomenologie und Methode. Würzburg, S. 103-114.
- SEEL, Martin (1996): Ethisch- ästhetische Studien, Frankfurt/M.
- SEEL, Martin (2000): Ästhetik des Erscheinens, München.
- SPILLMANN, K. R. (1987): Konfliktforschung und Friedenssicherung. In: Beiträge zur Konfliktforschung 17. Jg., H. 4, S. 5-19.
- STRAUS, Erwin (1930): Die Formen des Räumlichen. Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung. In: Straus 1960, S. 141-178.
- STRAUS, Erwin (1949): Die Ästhesiologie und ihre Bedeutung für das Verständnis der Halluzinationen. In: Straus 1960, S. 236-269.

- STRAUS, Erwin (1956): Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. Berlin u.a.
- STRAUS, Erwin (1960): Psychologie der menschlichen Welt. Gesammelte Schriften. Berlin u.a.
- WELSCH, Wolfgang (1990): Rückblickend auf einen Streit, der ein Widerstand bleibt. Ein letztes Mal: Moderne versus Postmoderne. In: A. Wildermuth (Hg.): Postmoderne. Ende in Sicht. Heiden, S. 1-25.
- ZIERHOFER, Wolfgang (1999): Geographie der Hybriden. In: Erdkunde, H. 3, S. 1-13.
- ZIERHOFER, Wolfgang (2000): United Geography. In: Geographische Zeitschrift, 88. Jg.; H. 3+4/2000, S. 133-146.



Menschen-Bild

(Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Heike Egner

***Homo ludens* oder *homo carens*? Über das Menschenbild in der Geographie der Freizeit und des Tourismus**

Menschenbild – wenn das kein großes Wort ist. Es wirft seine Bedeutung schon allein dadurch in die Waagschale, weil der Begriff ein Bild des „ganzen“ Menschen impliziert, eines Menschen wie er sein soll oder wie wir ihn vielleicht haben wollen. Menschenbild – das riecht gleichsam nach normativer Setzung. Andererseits kennen wir Menschenbilder, wie den *homo oeconomicus* oder den *homo juridicus*, die in ihrer Grundkonstruktion allzu reduktionistisch sind, sich von dem empirisch beobachtbaren Entscheidungsverhalten der Menschen drastisch unterscheiden und uns daher in der Forschungslogik eher behindern als beflügeln. Dennoch weisen auch jene Menschenbilder in ihrer Fiktion eine durchaus kommunikationserhaltende Funktion auf und bilden dadurch eine eigene „soziale, also kommunikative Realität“ (Hutter & Teubner 1994, S. 110).¹ Es kann daher vielleicht bei einer Suche nach einem wissenschaftlichen und forschungsleitenden Menschenbild nur um eine Art „Mittelding“ zwischen normativer Setzung – dem Menschen, wie wir ihn haben wollen – und reduktionistischer Idealvorstellung (im Weber’schen Sinne des Idealtypus) gehen, da ohne Reduktion auf die wesentlichen Parameter das Konstrukt nicht mehr denkbar wäre. Der Mensch als Ganzes ist zu komplex.

Die Frage also ist: Welches sind die anthropozentrischen Grundannahmen, auf deren Basis die Geographie der Freizeit und des Tourismus gesellschaft-

1 Nach Hutter & Teubner (1994, S. 111 ff.) haben diese Konstrukte sowieso keinerlei Bedeutung für die empirische Analyse, sondern dienen neben der bereits erwähnten Kommunikationserhaltung vielmehr dazu, dass soziale Systeme mit Hilfe der Akteursfiktionen die psychischen Systeme auf eine „hochselektive Weise für die Zwecke der Wirtschaft oder des Rechts ausbeuten [können]. Schließlich benutzen soziale Systeme ihre Akteursfiktionen nicht nur dazu, sich an psychische Systeme anzukoppeln, sondern auch dazu (...), um mit anderen Sozialsystemen, besonders mit formalen Organisationen, eine enge strukturelle Koppelung herzustellen und deren kommunikative Energien für ihre Zwecke auszunutzen“.

liche Phänomene im Freizeit- und Reisebereich untersucht und durch deren Perspektive die Ergebnisse dann interpretiert werden? Ich möchte diese Aufgabe in drei Schritten angehen. Zuerst soll es darum gehen, ob und, wenn ja, wozu wir überhaupt so etwas wie ein Menschenbild für die wissenschaftliche Analyse benötigen. Zweitens will ich mich auf die Suche nach einem möglichen Menschenbild machen und den Bezugsrahmen setzen, in dem ich ein auf den ersten Blick vielleicht nicht ganz so offensichtliches Menschbild vorschlage – es wird dabei weniger um eine normative Setzung gehen (sich also nicht um den Menschen handeln, wie wir ihn haben wollen), sondern vielmehr um eine Denkfigur, die sich aus der Beobachtung der Handlungsspielräume und Verhaltensmöglichkeiten von Individuen in funktional differenzierten Gesellschaften (wie der unseren) ergibt. Und schließlich werde ich mich in einem abschließenden Punkt mit den Implikationen des vorgeschlagenen Konstrukts auseinandersetzen und fragen, welche Bedeutung es für die geographische Wissenschaft und vielleicht auch für unsere Alltagswelt hat.

1 Diagnose

Stellen Sie sich einen Mann vor, sein Name ist Dave. Er ist Mitte dreißig, von Beruf Satelliteningenieur in einem High-Tech-Unternehmen der IT-Branche und er verdient etwa 500.000 US-Dollar pro Jahr. In seiner Freizeit geht er allerhand unterschiedlichen Aktivitäten nach – er nimmt beispielsweise an Expeditionen in Nepal teil, geht Tauchen, segelt mit der eigenen Yacht auf exotischen Meeren, fährt intensiv mit dem Mountainbike und läßt sich dabei durchaus auch mal mit dem Helikopter zum Ausgangspunkt seiner Tour bringen.

Ein weiteres Beispiel: Claudia, Anfang dreißig, ist Lehrerin an einem Gymnasium in Süddeutschland. In ihrer Freizeit ist sie eine der wenigen weiblichen Bergführer beim *Deutschen Alpenverein*, die auch Skitouren aller Schwierigkeitsgrade führen. Claudia klettert oder fährt Mountainbike, wann immer es ihr zeitlich möglich ist. Sie ist teilweise gerade wegen der freien Nachmittage Lehrerin geworden, weil sie dann sportlich noch etwas tun kann. Der Spaß beginnt bei ihr erst, wenn sie eigentlich nicht mehr kann:

„Du fährst immer bis da, wo du das Gefühl hast, hey, jetzt geht gleich nix mehr. Und wenn du da ‘n Stückle drüber kommst, dann ist’s am besten.“ (Claudia, Lehrerin in Süddeutschland, im Interview am 05.04.1998 in Stuttgart)

Um diese Grenze zu finden und „‘n Stückle drüber zu kommen“ hat sie auch bereits eine eigene Expedition mit etwa zehn Leuten in die Anden in Südamerika organisiert, um zu sehen, wie ihre Lungen mit der dünnen Luft in der Höhe umgehen.

Mit welchem Menschenbild nun arbeitet die Geographie der Freizeit und des Tourismus und versucht, derartige empirisch fassbare Phänomene zu deuten? Meines Wissens gibt es kein *explizites* Menschenbild in der Geographie der Freizeit und des Tourismus, auch wenn wir *implizit* immer irgendwelche Annahmen über die Menschen in unseren Köpfen haben – und das sicherlich nicht nur in der Forschung, sondern auch in unserer Alltagswelt. Das Fehlen eines expliziten Menschenbildes in der Geographie der Freizeit und des Tourismus ist meines Erachtens kein Wunder, wird Freizeit doch in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen im Allgemeinen als „Restkategorie“ (Stengel 1996) bezeichnet. Freizeit scheint daher schon von vorne herein mit dem Nimbus der Belanglosigkeit behaftet.

Zudem heißt Freizeit heute – zumindest wird uns das von den Medien so vermittelt – Spaß haben, sich am Fun orientieren und sich möglichst Kicks in ununterbrochener Abfolge zu sichern. In jedem Fall gilt es: etwas zu erleben. Die beiden Beispiele scheinen ja auch geradezu dafür zu sprechen. Ebenso wie die Tatsache, dass in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren landschaftsbezogene und körperorientierte Freizeitaktivitäten eine drastische Zunahme erfahren (Egner, Escher & Kleinhans 1998; Egner 2000), um im Bereich der zwei gewählten Beispiele zu bleiben. Doch nicht nur die Anzahl der Menschen, die diese Aktivitäten ausüben, sondern auch die Zahl der Sportarten nimmt drastisch zu. Aktivitäten wie Mountainbiking, Sportklettern, Drachen- und Gleitschirmfliegen, Snowboarding oder Windsurfing sind mittlerweile bereits Überbegriffe in einer vielfältig ausdifferenzierten und nahezu unüberschaubaren Sport- und Aktivitätenszene. Die einzelnen Sportarten treten je nach Kontext und beabsichtigter Aussage des Autors als Fun-, Risiko- oder gar Extremsportart auf (Egner & Kleinhans 2000).

Landschaftsbezogene sportorientierte Freizeitaktivitäten haben sich mittlerweile auch innerhalb der Tourismusindustrie zu einem bedeutenden Faktor entwickelt. Gemeinden und ganze Regionen stellen sie mittlerweile in den Mittelpunkt ihrer Marketingstrategien.² Große Reiseunternehmen werben

2 So „vermarktet“ sich zum Beispiel St. Wendel/Saarland aufgrund der Initiative des Bürgermeisters Klaus Bouillon seit einigen Jahren als Mountainbike-Gemeinde. Auf dem

darüber hinaus mit *all inclusive-Angeboten*, bei denen vier bis sieben unterschiedliche „Natusportarten“ innerhalb einer Woche „ausprobiert“ werden können. Dies sind alles Indizien dafür, dass Trend- und Natusportarten mittlerweile ein fester Bestandteil von Gesellschaften westlich-industrieller Prägung geworden sind. Es stellt sich die Frage, ob es überhaupt ein explizites Menschenbild braucht, um das Aufkommen sowie die Bedeutung dieses Phänomens im Freizeitbereich dieser Gesellschaften deuten zu können. Vielleicht reicht es ja, von einer „Erlebnisgesellschaft“ auszugehen, wie sie 1992 bereits von Schulze diagnostiziert worden ist und bei der das „Erleben des Lebens ins Zentrum“ der Aufmerksamkeit der Individuen rückt. Günther (1996) spitzte diesen Daseinsimperativ „Erlebe Dein Leben“ noch zu und verdeutlichte, dass es unter dieser Erlebnisorientierung nicht mehr allein um das *Erleben* von Erlebnissen geht, sondern vielmehr darum *Erlebnisse von Erlebnissen* zu haben. Es geht nicht mehr um die Dinge, die wir erleben, sondern darum, DASS und WIE wir sie erleben, also um das bewusste Erleben von Erlebnissen und nicht mehr um das Erleben selbst (vgl. Egner 2001, S. 3).

Mit dieser Zuspitzung wird zwar einiges an den neuen Freizeitaktivitäten deutlich und verstehbar, dennoch greift nach meiner Meinung der Ansatz der Erlebnisgesellschaft zu kurz. Denn die Frage nach dem „Warum“ bleibt unbeantwortet. Warum kommt es zu dieser Erlebnisorientierung und warum in dieser Form? Für ein tieferes Verständnis braucht es einen sehr differenzierten Blick auf die Individuen und das ist meiner Meinung nach über die Analyse der Aktivitäten der Freizeit sehr gut möglich. Vielleicht ist dieser Blick sogar differenzierter und detailgetreuer, als das über den klassischen „ernsten“ Bereich der Alltagswelt – den Beruf – möglich wäre. Schließlich haben wir es heute weitgehend mit sogenannten Patchwork-Identitäten zu tun, wie Heiner Keupp et al. das 1999 in ihrem Werk „Identitätskonstruktionen“ nannten. Diese Patchwork-Identitäten bilden sich nur zum geringsten Teil im Beruf aus. Man kann sogar sagen: Allein in seiner Freizeit wird das Individuum zum Individuum. Also ist auch dort – in der Freizeit – nach einem

Gebiet der Verbandsgemeinde finden sich 270 km ausgeschilderte Mountainbike-Routen. Seit sechs Jahren findet im Herbst regelmäßig der *St. Wendeler Mountainbike-Marathon* (die größte Bike-Marathon-Veranstaltung in Deutschland) und seit drei Jahren im Frühjahr der *Cross Country Worldcup* statt. Ein weiteres Beispiel: Willingen im Hochsauerland veranstaltete im Juni 1999 bereits das zweite Bike-Festival – „Deutschlands Party-Messe“ für „Freerider“ und „Technikfreaks“ (*bike* 5/99, S. 120). Das Festival dient auch als Vehikel, um den neueröffneten „Bike-Park Willingen“ und damit die Region bekannt zu machen.

Menschenbild zu suchen, will man möglichst umfassend die gesellschaftlichen Entwicklungen und Veränderungen verstehen.

2 *Homo ludens* ...

Sucht man nun ein Menschenbild, das sich hinter den Wissenschaften verbergen könnte, die sich mit dem Freizeitverhalten beschäftigen, dann landet man relativ schnell und spontan bei dem Bild des *homo ludens*, dem Bild des spielenden, kreativen, selbstbestimmten Menschen. Der Begriff Freizeit löst in unserem Verständnis in erster Linie Konnotationen wie spielen, frei sein, geringe Organisation und wenig Disziplin aus, in jedem Fall etwas, dass dem *Ernst* des Lebens entgegengesetzt ist. Der Begriff des *homo ludens* wurde bereits 1938 von Huizinga eingeführt, der im Spiel den Ursprung aller Kultur sah. Spiel ist bei ihm „nicht das ‚gewöhnliche‘ oder das ‚eigentliche‘ Leben. Es ist vielmehr das Heraustreten aus ihm in eine zeitweilige Sphäre von Aktivität mit einer eigenen Tendenz“ (Huizinga 1961/1938, S. 15).

Diese „zeitweilige Sphäre von Aktivität mit einer eigenen Tendenz“ passt auch auf das moderne Verständnis von Freizeit, in der die Menschen in der Regel anderen Aktivitäten nachgehen, als zum Broterwerb, also in eine andere Sphäre treten. Allerdings geht es bei den modernen Freizeitaktivitäten keineswegs um ein „bloß so tun“, ein „tun als ob“ und „alles bloß zum Spaß“, wie es ein wesentliches Merkmal des Kinderspiels bei Huizinga (1961/1938, S. 15) ist, sondern vielmehr um ein ernsthaftes Betreiben der unterschiedlichsten Aktivitäten. Nicht umsonst erleben viele eine Art „Freizeitstress“. Die meisten der modernen Freizeitaktivitäten stehen damit nicht wie Huizingas Spiel „in unserem Bewusstsein dem Ernst gegenüber“ (Huizinga 1961/1938, S. 13), sondern sind dem Ernst vielmehr gleichgestellt.

Ein weiteres wesentliches Element bei Huizingas Spiel ist seine Zwecklosigkeit. Das Spiel ist nicht auf einen übergeordneten Sinn und Zweck ausgerichtet, sondern findet losgelöst und unabhängig davon statt, ob ein sich gesetztes Ziel erreicht wird oder nicht (vgl. Huizinga, 1961/1938, S. 15 ff.). Auch bei diesem Element passt das Bild des *homo ludens* nicht als Bild für das Freizeitverhalten von Individuen in westlich-industriell geprägten Gesellschaften. Sowohl die Art des Freizeitverhaltens wie auch die Wahl der Freizeitbeschäftigung sind heute durchaus mit einem Zweck, Ziel und Sinn verbunden. Und dieser Sinn und Zweck ist – wie wir im nächsten Abschnitt noch sehen werden – für den Menschen von *existentieller* Bedeutung.

3 ... oder *homo carens*?

Mit einem systemtheoretischen Blick auf die Gesellschaft – und ich tue das in Anlehnung an Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme (Luhmann 1987) – offenbart sich ein vollkommen anderes Menschenbild: eines, das ich als *homo carens*³ bezeichnen möchte. Es geht bei diesem Bild geradewegs um das Gegenteil des freien, spielenden Menschen, es geht um den Menschen als Mangelwesen, den Menschen, der einen Mangel an Identität hat. Das mag auf den ersten Blick nicht ganz einleuchtend erscheinen, leben wir doch im Zeitalter der Individualisierung und der (fast) uneingeschränkten Wahlmöglichkeiten für den Einzelnen. Neben der soziologischen Konnotation heißt Individualisierung ja auch, dass jeder von uns ganz speziell ist, und wir uns über uns selbst so viele Gedanken machen wie noch nie zuvor. Wie können wir dann einen Mangel an Identität haben? Um dieser Argumentation folgen zu können, ist es hilfreich, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft genauer zu betrachten.

3.1 Individuum und Gesellschaft

Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft ist maßgeblich von der vorherrschenden Gesellschaftsform abhängig. Es ist davon auszugehen, dass die Gesellschaft und ihre Regeln (im Sinne von Semantik) im Laufe ihrer historischen Entwicklung immer komplexer⁴ wurden und sich als Folge dieser Komplexitätssteigerung ständig weiter ausdifferenzierten⁵ (vgl. Luhmann 1993a). Je nachdem, wie die Grenzen zwischen den Teilsystemen und ihren Umwelten innerhalb der Gesellschaft gezogen werden, unterscheiden sich die gesellschaftlichen Differenzierungsformen. Zwei Differenzen bestimmen

3 Homo carens von lat. carere = „etwas nicht haben, ohne es sein“, in der Bedeutung von „entbehren, sich versagen müssen“ von Wünschenswertem oder *Unentbehrlichem*.

4 Als „komplex“ bezeichnet Luhmann „eine zusammenhängende Menge von Elementen (...), wenn aufgrund immanenter Beschränkungen der Verknüpfungskapazitäten der Elemente nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft sein kann. ... Komplexität in dem angegebenen Sinne heißt Selektionszwang, Selektionszwang heißt Kontingenz, und Kontingenz heißt Risiko“ (Luhmann 1987, S. 46 f.).

5 „Ausdifferenzierung“ bedeutet in einem allgemeinen Sinne, dass ein System sich gegenüber der Umwelt differenziert und eine Grenze zu ihr zieht, sozusagen eine „rekursive Systembildung, die Anwendung von Systembildung auf ihr eigenes Resultat“ (Luhmann 1998, S. 597). Wichtig ist dabei: „Systemdifferenzierung heißt Differenzierung von System/Umwelt-Differenzen aufgrund der Autopoiesis der Teilsysteme und nicht Differenzierung eines Ganzen in komplementäre Teile durch Aufteilung oder Dekomposition“ (Baraldi, Corsi & Esposito 1998, S. 27).

dabei die Form der Differenzierung: erstens die Differenz System/Umwelt und zweitens die Differenz Gleichheit/Ungleichheit in Bezug auf das Verhältnis der Teilsysteme untereinander. Im Laufe der gesellschaftlichen Evolution lassen sich vier unterschiedliche Differenzierungsformen nachweisen: (a) gleiche Teilsysteme (segmentäre Differenzierung); (b) Differenzierung nach Zentrum/Peripherie; (c) hierarchische Differenzierung in Schichten (stratifikatorische Differenzierung) und (d) funktionale Differenzierung (für das nachfolgende vgl. auch Luhmann 1998, S. 609 ff.).

In segmentären Gesellschaftsformen ist das Differenzierungsprinzip die Abstammung – die Teilsysteme sind Kleinsteinheiten wie Familien, Stämme oder Dörfer, die weitgehend auf die Anwesenheit ihrer Mitglieder angewiesen sind. Die Teilsysteme dieser Gesellschaftsform sind gleich hinsichtlich ihres Differenzierungsprinzips (der Abstammung). Die Komplexität innerhalb dieser Gesellschaften ist nicht sonderlich hoch, die Grenzen der Gesellschaft sind eng gezogen und die Beobachtung der Systeme untereinander beschränkt sich auf die Unterscheidung familiär/nicht-familiär. Der Einzelne innerhalb dieser Gesellschaft, das Individuum, gehört einer Familie, einem Stamm oder einem Dorf an. Die Angabe der Zugehörigkeit zu eben dieser Familie, dem Stamm oder dem Dorf reicht zur Selbstbeschreibung.

Bei der Differenzierung nach Zentrum und Peripherie oder nach Schichten (stratifikatorische Differenzierung) basiert die Differenzierung der Gesellschaft auf dem Prinzip der Ungleichheit. Die Teilsysteme stehen nicht mehr gleichberechtigt nebeneinander, sondern es gibt ein hierarchisches Oben und Unten. Auf der Grundlage von Residenz (oder Territorialität) kann sich die Differenzierung zwischen einem Zentrum (z.B. ein Kaiser mit seiner Bürokratie) und der Peripherie ausbilden oder auf der Grundlage von Abstammung (Verwandtschaft) die hierarchische Differenzierung in Schichten (z.B. in Stände) manifestieren. In beiden Gesellschaftsformen sind die Teilsysteme rangmäßig ungleich.⁶ Das Individuum gehört hierbei wiederum einer bestimmten Schicht an, und die Angabe der Schichtzugehörigkeit reicht zur Selbstbeschreibung.

Die (bislang) letzte Form der gesellschaftlichen Differenzierung, die evolutionär auf die zuvor genannten Gesellschaftsformen folgt, ist die funktionale

6 Aber: „Stratifikation bedeutet ... Gleichheit im Rahmen von Ungleichheit. ... [Die, Einschub H.E.] Gleichheit in der Oberschicht (die nicht unbedingt Kooperation bedeutet) sichert den beschränkten Zugang zu den verfügbaren Ressourcen“ (Baraldi, Corsi & Esposito 1998, S. 67).

Differenzierung moderner Gesellschaften, in der es keine Hierarchie der einzelnen Teilsysteme mehr gibt. Diese Gesellschaftsform besteht „unter dem Gesichtspunkt sowohl der Ungleichheit als auch der Gleichheit der Teilsysteme“ (Luhmann 1998, S. 613). Jedes Teilsystem differenziert sich nach seiner spezifischen Funktion in der Gesellschaft aus, und es entstehen als wichtigste Teilsysteme der Gesellschaft das politische System, das Wirtschaftssystem, das Wissenschaftssystem, das Erziehungssystem, das Rechtssystem, die Familien, die Religion, das Medizinsystem, das Kunstsystem und das Sportsystem. Alle diese Teilsysteme sind aufgrund ihrer unterschiedlichen spezifischen Funktion ungleich, stehen jedoch in ihrer Ungleichheit gleichberechtigt nebeneinander. Das Individuum in dieser Gesellschaftsform hat das Recht, an jedem Teilsystem teilzuhaben – jeder darf wählen, jeder hat das Recht auf Bildung usw. Das Individuum ist sozusagen voll in die Gesellschaft inkludiert. Niemand ist jedoch voll und ganz Teil eines Teilsystems – es gibt weder den nur ökonomischen oder nur politischen oder nur wissenschaftlichen Menschen. In dieser Hinsicht schließt die funktional differenzierte Gesellschaft den Menschen gleichzeitig ein und aus.

Die Form der Ausdifferenzierung der Gesellschaft bestimmt und verändert also die Stellung und die Rolle des einzelnen in und zu der Gesellschaft. Im Anschluss an Durkheims These, dass nicht die Individuen die Gesellschaft begründen, sondern vielmehr die Gesellschaft die Individuen begründet⁷, geht Luhmann dabei von einem veränderten Steigerungsverhältnis aus: Ein Mehr an gesellschaftlicher Ordnung bedeutet gleichzeitig ein Mehr an individueller Freiheit und Selbstverwirklichung.⁸ Ein Mehr an gesellschaftlicher Ordnung ist durch die funktionale Differenzierung moderner Gesellschaften gegeben, und „die Notwendigkeit der Selbstbestimmung fällt dem einzelnen als Korrelat (dieser) gesellschaftlichen Entwicklung zu. Er wird in die Autonomie entlassen ... ob er will oder nicht“ (Luhmann 1995, S. 135). Der einzelne kann daher seine Identität nicht mehr aus der Angabe seines Geburtsstandes oder aus dem Hinweis auf seine Schichtzugehörigkeit gewinnen, sondern er muss sie erwerben. Er muss selbst bestimmen, wer er ist. „Er muß das Allgemeinste, was jeder ist, für sich respezifizieren. ... Seine Individua-

7 Hier zitiert nach Luhmann (1995, S. 128 f.). Der grundlegende Text findet sich bei: Emile Durkheim (1893): *De la division du travail*, Paris.

8 Im Gegensatz zu der Annahme, dass Individuen Freiheiten und Rechte nur auf Kosten der Gesellschaft erhalten können und umgekehrt jede Zunahme gesellschaftlicher Ordnung nur auf Kosten der individuellen Freiheit der Individuen geht.

lität ist [daher] nichts anderes als diese Notwendigkeit der personalen Respezifikation“ (Luhmann 1995, S. 132; Hervorhebungen im Original).

3.2 Inklusion und Exklusion

Eine zentrale Rolle bei der Beschreibung der Einbindung des Individuums in die Gesellschaft kommt dem Begriffspaar Inklusion und Exklusion zu (vgl. Luhmann (1995, S. 237-264) sowie Nassehi (1997, S. 121)). Diese duale Unterscheidung beschreibt die Art und Weise, wie die Gesellschaft Individuen erlaubt, als Personen aufzutreten und damit an der Kommunikation teilzunehmen. Der Personenbegriff ist bei dem Zusammenspiel von psychischem und sozialem System zentral, denn für „sich selbst ist das Bewusstsein [das psychische System; H.E.] keine ‚Person‘. Person ist das psychische System nur für das soziale System ... also nur für Zwecke der Kommunikation, nur als Adresse, an die man sich wenden kann, oder als Faktor, dem man Kausalität und Verantwortlichkeit für die Mitwirkung an der Kommunikation zurechnen kann“ (Luhmann 1995, S. 192, Fußnote 9, siehe auch Luhmann 1995, S. 142-154). Die Zugangsmöglichkeiten zur Kommunikation sind in verschiedenen Gesellschaftstypen unterschiedlich geregelt (siehe hierzu Luhmann 1993b, S. 149-258, mit einer Vielzahl von historischen Beispielen und für die Inklusion in den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft Stichweh 1988). Waren in der segmentären und auch in der stratifizierten Gesellschaft die Zugehörigkeiten der Individuen zu den bestimmten Teilsystemen klar und in der Regel eindeutig⁹, so stehen mit der Herausbildung der modernen funktional differenzierten Gesellschaft die gesellschaftliche Struktur und das Individuum „quer zueinander“ (Nassehi

9 In segmentären Gesellschaften ist der einzelne über seine Zugehörigkeit zu einem Segment (Stamm oder Dorf) inkludiert. Eine Exklusion aus dem eigenen Segment kann durch eine Übersiedlung in ein anderes Dorf oder in einen anderen Stamm stattfinden – außerhalb der Segmente (das wäre außerhalb der Gesellschaft) zu überleben, ist quasi unmöglich. In stratifizierten Gesellschaften wird die Inklusion über die Zugehörigkeit zur Gesellschaft durch die Schichten geordnet und die Zugehörigkeit zu einer Schicht basiert im Wesentlichen auf der Familienzugehörigkeit. Exklusion erfolgt vor allem über die endogame Geschlossenheit, die darüber entscheidet, „wer würdig ist, an der (schichtspezifischen) Kommunikation teilzunehmen, und wer anders behandelt werden soll“ (Baraldi, Corsi & Esposito 1998, S. 79). Ein Leben außerhalb oder unabhängig vom Haushalt ist sehr schwer, aber als Mönch oder Nonne, als Soldat oder Vagabund möglich (vgl. LUHMANN 1995, S. 242-245 und für detaillierte Ausführungen zu dem Komplex Inklusion/Exklusion im Zusammenhang mit dem Umbau von stratifikatorischer auf funktionale Gesellschaftsdifferenzierung Luhmann 1993b, S. 165 ff.).

1997, S. 123). Aufgrund der „neuen“ semantischen Korrelate¹⁰ „Freiheit“ und „Gleichheit“ kommt es zu einer Vollinklusion des Individuums. Vollinklusion bedeutet jedoch nicht, dass der ganze Mensch in die Gesellschaft und ihre funktionalen Teilsysteme inkludiert ist, sondern nur, dass jeder das Recht hat, an allen Teilsystemen teilzunehmen. Es entsteht eine „Form der Multiinklusion“ (Nassehi 1997, S. 123) bei gleichzeitiger Exklusion aus der Gesamtgesellschaft. Durch die gleichzeitige Teilnahme an verschiedenen Teilsystemen wird das Rollenrepertoire des einzelnen immer komplexer, die verschiedenen Rollen unterscheiden sich immer stärker voneinander und können zudem schnellen Änderungen unterworfen sein. Die Rollenrepertoires werden dadurch einzigartig und können vom einzelnen subjektiv auch durchaus als einzigartig empfunden werden, da die Wahrscheinlichkeit gering ist, dass zwei Personen auch nur annähernd über die gleichen Rollenrepertoires verfügen (vgl. Schimank 1988, S. 64).

Im Inklusionsbereich der funktional differenzierten Gesellschaft, in dem Personen an der Kommunikation der verschiedenen Teilsysteme teilhaben, wird also jeweils nur auf einen Teilaspekt des Individuums und seiner Identität zurückgegriffen und die „Gesamtpersönlichkeit“ des Menschen ausgeblendet. Das lässt den Schluss zu: Individualität ist Exklusion (Nassehi 1997, S. 127). Der Exklusionsbereich der Gesellschaft ist die Freizeit.¹¹ Nur im Exklusionsbereich kann der Mensch Mensch sein und sich das Individuum in seiner vollen Individualität darstellen und wahrgenommen werden. Und das genau ist der Anspruch von uns allen in der Freizeit. In der Freizeit wollen wir voll und ganz Mensch sein und so angenommen und wahrgenommen werden, wie wir wirklich sind. Und genau hier ist auch die Entwicklung und fortschreitende Ausdifferenzierung von Trend- und Natursportarten anzusiedeln. Bezeichnenderweise werden diese Sportarten vornehmlich in der *freien*

10 Jede Gesellschaftsstruktur verfügt über ihre eigene spezifische Semantik. Veränderungen innerhalb der Gesellschaft, wie z.B. Komplexitätszunahme, erfordert eine Veränderung der Semantik. Für detaillierte Ausführungen dazu siehe Luhmann (1993a).

11 Die „freie Zeit“ oder „Freizeit“ wird im Allgemeinen als Gegenbegriff zur Arbeitszeit verstanden („Komplementärtheorie der Freizeit“ nach Habermas), und damit gilt als freie Zeit die Zeit, die nicht zur Erwerbsarbeit verwendet wird. Andere rechnen als freie Zeit nur die Zeit, die neben der Arbeit keine bindenden Verpflichtungen wie Hausarbeit, Schule, Kinderbetreuung, Einkaufen usw. vorhält (z.B. BUCHWALD 1998, S. 2). So stehen anstelle einer klaren Definition „eine Vielzahl von Paradigmen nebeneinander“ (Nahrstedt 1988, S. 29). Ich verstehe im Folgenden unter „freier Zeit“ die Zeit, die nicht zur Erwerbsarbeit verwendet wird.

Zeit ausgeübt¹², also in der Zeit, die am wenigsten durch Rollenerwartungen und -begrenzungen eingeschränkt ist. Zudem werden sie in der Regel stark individualisiert ausgeübt, es gibt daher kaum etwas wie eine Rollenerwartung oder eine Vorgabe „wie man zu sein hat“, auch wenn durchaus Orientierungshilfen, wie z.B. ein Kleidungscode oder ein Sprachcode, vorhanden sind. Diese Art der Freizeitgestaltung bietet damit viele Identifikationsfrei-räume und gleichzeitig ideale Abgrenzungs- und Respezifikationsmöglichkeiten für den Einzelnen.

3.3 Möglichkeiten der Identitätsfindung

Vor dem Wunsch, wenigstens in einem Teil der Gesellschaft so wahrgenommen zu werden, wie wir wirklich sind, stellt sich ganz banal und gleichzeitig ganz existenziell die Frage: Wer sind wir überhaupt und wie sind wir „wirklich“? Der permanente Zwang zur Individualisierung und die damit einhergehende Forderung an den einzelnen selbst zu bestimmen, wer er ist, führt zu einer gewissen Ziel- und Orientierungslosigkeit, denn es gilt die Maßgabe: Anders als die anderen zu sein und dabei gleichzeitig anschlussfähig zu bleiben. Somit produziert und reproduziert „nicht die Entwicklung hin auf ein Fernziel, sondern die Bewegung fort von immer wieder anderen bestimmten Problemen (...) die dann auch nicht mehr substantiell fixierbare Identität der Person: Ich weiß niemals, was ich will – aber ich weiß manchmal, was ich nicht will“ (Schimank 1988, S. 67). Welche Möglichkeiten der Identitätsfindung also gibt es?

Der einfachste Versuch, mit dieser Reflexionslast der Selbstbestimmung umzugehen, ist das Kopieren von anderen (vgl. Luhmann 1995, S. 133 f.), denn eine Selbstfindung über Reflexion, also Selbstbeobachtung, ist nicht zu verwirklichen – die Reflexion stößt nicht auf Identität, sondern allenfalls auf die Differenz von Selbstsystem und Umwelt: „In der Identitätsreflexion kann das Individuum sich letztlich nur noch als Differenz zu sich selbst fassen im Sinne einer Selbsterfahrung, die sich sagt: ich bin, der ich bin, oder ebensogut: ich bin, der ich nicht bin“ (Luhmann 1995, S. 135). Allerdings ist das Kopieren von anderen nicht unproblematisch, und daher eignen sich laut Niklas

12 Von einigen Profis abgesehen, die es geschafft haben, sich Sponsorenverträge zu sichern. Eine weitere Ausnahme sind die „Aussteiger“, die nur noch für ihre Sportart(en) leben, sich mit Jobs ein Minimum an Lebensunterhalt verdienen und in der restlichen Zeit beispielsweise nur Klettern oder nur Kajak fahren und sich so eher am Rande der Gesellschaft befinden.

Luhmann zum Kopieren am besten Erwartungen und Ansprüche¹³, die sich an dieser Differenz von Selbstsystem und Umwelt formieren und die Informationsverarbeitung steuern. Ansprüche entlasten die Identitätsreflexion, denn „Ansprüche kann man haben, annehmen, verweigern, ohne zu wissen, wer man ist. Man ist Individuum ganz einfach als der Anspruch es zu sein, und das reicht aus“ (Luhmann 1995, S. 137). Ansprüche sind damit eine Art Schablone, die sich einfach kopieren lassen und trotzdem zur Identitätsbildung beitragen, denn „anders als die Reflexionsidentität erleiden Ansprüche keine Funktionsminderung, wenn sie copiert (sic) werden“ (Luhmann 1995, S. 135). Sie ermöglichen Erfahrungssequenzen und bilden damit die Struktur, die den einzelnen als Individuum auszeichnen.

Die modernen landschaftsbezogenen Sportaktivitäten bieten derartige *Ansprüche*, die sich leicht kopieren lassen, und damit von der Qual der Identitätsfindung entlasten. Die fortschreitende Ausdifferenzierung zu immer weiteren Sportarten oder teilweise auch abwegig erscheinenden Unterarten (wie z.B. *Tiefsee-Mountainbiking*, *Verti-Biking* oder *Snow-Downhill*) entlarvt sich unter dieser Sichtweise als eine zwangsläufige Entwicklung: Jede neue Variante bietet eine neue Kopiervorlage, die zur Identitätsfindung und gleichzeitigen Abgrenzung von anderen benutzt werden kann. Damit ist auch kein Ende der Ausdifferenzierung der Sportarten abzusehen, denn der Markt ist da, und die Suche nach neuen Identitätshilfen wird nicht abreißen.

3.4 Der Rückgriff auf die eigene Körperlichkeit

Unter diesem Blickwinkel erklärt sich auch der verstärkte Rückgriff auf die eigene Körperlichkeit, die ja ein wesentliches Element bei allen modernen Freizeitaktivitäten ist – egal, ob es sich um landschaftsbezogene Sportarten handelt oder um andere Freizeitbeschäftigungen. Quer durch alle Schichten steht der Körper seit einigen Jahren im Mittelpunkt der Selbstschau und Selbstinszenierung. *Body Shaping*, also das *Stylen* des Körpers in Fitness-Centern, ist nicht mehr nur Muskelprotzen vorbehalten, sondern hat als „Fitness-Welle“ breite Bevölkerungsschichten erreicht. Die „Anbetung des Fleisches“, wie das Peter Gross in einem Aufsatz über den Körperkult formuliert hat (Gross 2000), findet sowohl über den gezielten Muskelaufbau und das Schmücken des Körpers mit sehr körperbetonter Kleidung, *Tatoos*, *Piercing*

13 Zu genaueren Ausführungen zu Erwartungen und Ansprüchen siehe Luhmann 1987, insbes. S. 362 - 367.

usw., als auch über die Verehrung des Modells des in der Magersucht dünn gehungerten kranken Körpers statt. Die „Nabelschau“ ist somit seit einigen Jahren kein rein metaphorischer Begriff mehr. Das Zurschaustellen des Körpers ist innerhalb kurzer Zeit etwas Selbstverständliches geworden: „Heute können die Leute ihren Körper zeigen, wie sie früher ihr Gesicht zeigten“ (der Mode-Designer Karl Lagerfeld am 27.08.2001 in der Boulevardsendung *Extra*, RTL).

Es kommt nicht von ungefähr, dass der Körper seit einigen Jahren „Konjunktur“ hat (vgl. Bette 1989; Alkemeyer 1995; Handschuh-Heiß 1996). Von der in zivilisierten Gesellschaften angenommenen und beschriebenen Körperdistanzierung ist im Alltagserleben nicht viel zu spüren. Nach der Interpretation der Geschichte des europäischen Zivilisationsprozesses von Elias (1992) können komplexe kulturelle und soziale Systeme nur auf der Grundlage erlernter Affektkontrolle, der Fähigkeit zum Bedürfnisaufschub und einer zunehmenden Körperdistanzierung entstehen und aufrechterhalten werden. Diese Interpretation führte zu einer breiten Abwertung jeglicher Körperlichkeit und daher war „die Überraschung ... groß, als der Körper, nachdem er bereits als „verstummt“ und „zum Schweigen gebracht“ gekennzeichnet worden war, ... plötzlich ... in den Aufmerksamkeitshorizont breiter Massen hineinkatapultiert wurde“ (Bette 1989, S. 14). Der Körperboom geht dabei mit einer allgemeinen „Versportlichung der Gesellschaft“ (Cachay 1990) einher – gleichsam als Gegenbewegung zu einem immer dichter werdenden Netz eines High-Tech-Maschinismus: „wo tendenziell alles artifizieller wird, bringt sich der zivilisationsgeschichtlich beherrschte Körper in seiner untilgbaren Naturhaftigkeit als Leib in Erinnerung“ (Hasse 1998, S. 58).

Der Körper rückt so deutlich in den Mittelpunkt der heutigen Kultur, dass sich sogar die Philosophie „nach ihrer zukünftigen Rolle und Ausrichtung“ fragt und mit der „neuen somatischen Orientierung *de facto*, wenn nicht sogar explizit eine kulturelle Ablehnung des philosophischen Unternehmens“ befürchtet (Shusterman 1994, S. 244). Peter Gross (2000) sieht die Hinwendung zum eigenen Körper in dem Verlust des Jenseits begründet, sozusagen eine Folge der Aufklärung: „... wenn der Blick sich nicht mehr nach vorn, sondern nach innen richtet, wenn aus der Utopie die Intopie und aus der Zukunft die Ankunft in sich werden soll, dann ist man auch sich selbst nicht mehr genug: Man will über sich hinaus und in sich hinein. Man will sich selbst. Man zeichnet, malt, filmt oder fotografiert sich, bis man sich dem annähert, was man sein will“ (Gross 2000, S. 32). Der Körper wird dabei zu

einem „Palast des Fleisches“ und will dressiert werden, um dem Göttlichen in der postmodernen Ich-Religion entsprechen zu können.

Aus der systemtheoretischen Perspektive kommt der Körper in der funktional differenzierten Gesellschaft lediglich in der Funktion „symbiotischer Mechanismen“ vor (Luhmann 1981). Ähnlich dem Individuum, das in den unterschiedlichen Teilsystemen immer nur teilweise mit bestimmten Rollen-aspekten inkludiert ist, taucht auch der Körper in den verschiedenen Funktionssystemen nur hochselektiv auf und wird nur codespezifisch überhaupt relevant: in der Wissenschaft etwa als sinnlich wahrnehmender Körper, in der Familie als sexueller Körper, in der Wirtschaft als konsumierender Körper, in der Politik als Gewaltkörper. Dies führt zu einer „Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen“ (Bette 1989, S. 250) – der gleichzeitigen Steigerung von Körperdistanzierung und Körperaufwertung. Das eine findet in der rollenspezifischen (Nicht-)Präsenz des Körpers in den einzelnen Funktionssystemen statt, das andere im Exklusionsbereich der Funktionssysteme. Für das Individuum in einer funktional differenzierten Gesellschaft, das gleichzeitig inkludiert und exkludiert ist sowie an der Überforderung durch den permanenten Zwang zur Selbstreflexion und Selbstbestimmung leidet, scheint die neuentdeckte Körperlichkeit als eine Art *Sicherungsstrategie* zu fungieren. Der „Rückgriff auf (die) körperliche Nahwelt ... repräsentiert einen Fluchtpunkt, der Konkretheit, Gegenwärtigkeit und Authentizität als erreichbare und herstellbare Erfahrungskategorien erscheinen läßt“ (Bette 1989, S. 31). Der Körper bietet dabei aufgrund seiner generellen Verfügbarkeit die Möglichkeit, Wirkungen direkt zu beobachten und zu fühlen. Er steht somit als ein wichtiges Symbol für eine noch kontrollierbare Wirklichkeit. Mit dem verzweifelten Rückgriff auf die „Fundierungs- und Gewissheitsleistung des Körpers“ (Rittner 1983, S. 234) entsteht die soziale Wirklichkeit mit ihren Perspektiven und Rollen am eigenen Körper und am Körper der anderen – über den Körper werden die „Eigenschaften der Person erschlossen, festgelegt und beglaubigt“ (Rittner 1983, S. 235).

Kommen wir noch einmal zurück zu Dave, dem Satelliteningenieur aus dem ersten Beispiel am Anfang dieses Beitrages, und lassen ihn selbst zu Wort kommen. Er berichtete im Interview einigermaßen frustriert, aber doch recht selbstreflektiert Folgendes (Hervorhebungen H.E.):

“I did everything you can buy for money. I did scuba diving in the Caribbean, hiking in Nepal, own a huge sailing boat, did mountain biking in wonderful places. But do you know what? The worst thing

is, I don't appreciate the experience while doing it but I do appreciate talking about it afterwards. I bought all that fun, but while doing it I couldn't concentrate on it. It's just like it wasn't me who did all that. But I like to talk about all that stuff afterwards." (Dave, Mountainbiker aus Colorado, im Interview am 04.10.1997 in Moab, Utah)

In diesen Sätzen wird die Qual der Identitätsfindung und gleichzeitigen Abgrenzung von anderen deutlich. Die Dinge, die Dave unternimmt, um sich abzugrenzen, stehen nicht im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit, ja, sie machen ihm noch nicht einmal Spaß. Erst in der Kenntnisnahme seiner Erlebnisse durch die anderen findet Dave seine Abgrenzung und damit einen Teil seiner Identität. Der Hinweis „it's just like it wasn't me who did all that“ zeigt die Qual von Daves Identitätslosigkeit.

4 Fazit: Konsequenzen des *homo carens* als forschungsleitendes Menschenbild

Mit dem Menschenbild des *homo ludens* als Forschungsperspektive bliebe die Analyse dieses Freizeitverhaltens an der Oberfläche von Spaß, Fun und Kick stecken – die Aussage von Dave beispielsweise wäre nicht zu deuten. Auf der Grundlage des Menschenbildes des *homo carens* wird das Verhalten der Individuen westlich-industriell geprägter Gesellschaften in ihrer Freizeit als Befriedigung eines existentiellen Bedürfnisses nach permanenter Sicherung der eigenen Existenz über (Re-)Spezifikation und Abgrenzung des Selbst deutbar.

Das Menschenbild des *homo carens* hat Konsequenzen für die Forschungslogik und Methodik nicht nur der Geographie der Freizeit und des Tourismus. Denn wenn der Exklusionsbereich der Gesellschaft, also die Freizeit, so bestimmend für die spezifische Ausprägung des Individuums ist, hat das Konsequenzen für die Handlungen der Individuen auch in anderen Bereichen des Lebens. So ergäbe beispielsweise die Analyse des wirtschaftlichen Handelns von Individuen unter der Perspektive des Menschenbildes des *homo carens*, also der Abgrenzung von anderen und der Sicherung der Existenz im Sinne der Respezifizierung der eigenen Person, sicherlich ein völlig anderes Bild als unter der Perspektive des *homo oeconomicus*. Bourdieu (1987) hat ja bereits hinlänglich auf die „feinen Unterschiede“, die die Wahl von Lebensstilelementen und Statussymbolen ausmachen, hingewiesen.

Darüber hinaus stellen sich noch ganz andere Fragen, z.B. die nach unserem Umgang mit Entwicklungen im Freizeitverhalten. Bleiben wir bei dem Beispiel landschaftsbezogener Sportaktivitäten. Viele dieser Sportarten nutzen die Natur und Landschaft als Sportstätte – ja, brauchen geradezu Natur und Landschaft für ihre Sportausübung, wie Fußballer beispielsweise ihren Bolzplatz oder ihr Stadion brauchen. Das führt zu den allseits bekannten Nutzungskonflikten, beispielsweise zwischen Mountainbikern, Wanderern und Reitern oder generell zwischen Natursportlern und Naturschützern (siehe beispielsweise Brawenz 1993; Fritz 1996 oder Horn 1994). Ausgehend von dem Menschenbild des *homo ludens* wird vor einem natur- und umweltschützerischen Hintergrund schnell und – wie ich meine – leichtfertig die Forderung erhoben, die Sportausübung zu verbieten. Da es sich nur um „Spaß“ oder Freizeitvergnügen handelt, erscheint dieses Vorgehen auch leicht verständlich und ist nachvollziehbar. Auf der Basis des Menschenbildes des *homo carens*, des Mangelwesens, das zum Vervollständigen seiner Identität diese Sportarten oder sportorientierten Freizeitvergnügen als Schablone zur Abgrenzung braucht, erscheint mir ein Verbot dieser Aktivitäten eher als grausam und den Mangel des einzelnen verstärkend.

Die Menschenbilder, die den Wissenschaften zugrunde liegen, haben neben der Fassung aktuellen Geschehens auch die Funktion, Zukünftiges zu strukturieren. Auf der Basis des Konstrukts des *homo oeconomicus* beispielsweise wurde in den 1960er Jahren die gesamte Bundesrepublik nach dem zentralörtlichen System organisiert. Am Übergang des 20. in das 21. Jahrhundert ist das Schlagwort für unsere Zukunft die Große Erzählung der „Nachhaltigkeit“. Vor diesem Hintergrund drängen sich auf der Grundlage des Menschenbildes des *homo carens* schließlich weitere Fragen auf. Im allgemein akzeptierten Verständnis ist eine Entwicklung nachhaltig, wenn sie die Ressourcen für die nächsten Generationen nicht verschwendet, sondern auch den Nachkommen ein ähnliches Leben wie das unsere ermöglicht. Unter der Annahme, dass die Komplexität der Gesellschaft eher zu- als abnehmen wird, ist davon auszugehen, dass sich die Gesellschaft weiterhin funktional und weiterhin feiner ausdifferenzieren wird. Die Notwendigkeit des Einzelnen, permanent neu selbst zu bestimmen, wer er ist, wird daher auch eher zu- als abnehmen. Handeln im Sinne der Nachhaltigkeit bedeutete dann auch, dass diese Bedürfnisse der Individuen berücksichtigt werden müssen. Es stellt sich daher die Frage, wie wir auf der Grundlage des *homo carens* und vor dem Hintergrund der Großen Erzählung der Nachhaltigkeit mit landschafts-

bezogenen und damit unter Umständen umweltbelastenden Freizeitaktivitäten umgehen können und wollen.

Literatur

- ALKEMEYER, Thomas (1995): Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung. In: Jochen Hinsching und Frederick Borkenhagen (Hrsg.): *Modernisierung und Sport. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 14.-16.9.1994 in Greifswald*. Sankt Augustin: 29-64.
- BARALDI, Claudio, CORSI, Giancarlo, et al. (1998): *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- BETTE, Karl-Heinrich (1989): *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. Berlin/New York, de Gruyter.
- BOURDIEU, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- BRAWENZ, C. (1993): *Soziale Konflikte zwischen Freizeitgesellschaft und Waldeigentümern am Beispiel Mountainbiking*. In: W. Pillmann und A. Wolzt (Hrsg.): *Umweltschutz im Tourismus – vom Umdenken zum Umsetzen (Tagungsband vom 6.-8. Dezember 1993 in Wien)*. Wien: 236-239.
- BUCHWALD, Konrad (1998): *Freizeit, Tourismus, Umwelt – Problematik und Zielsetzungen. Eine Einführung*. In: Ulrich Ammer (Hrsg.): *Freizeit, Tourismus und Umwelt*. Bonn, *Economica*: 1-8.
- CACHAY, Klaus (1990): *Versportlichung der Gesellschaft und Entsportung des Sports. Systemtheoretische Anmerkungen zu einem gesellschaftlichen Phänomen*. In: Hartmut Gabler und Ulrich Göhner (Hrsg.): *Für einen besseren Sport. Themen, Entwicklungen und Perspektiven aus Sport und Sportwissenschaft – Ommo Grupe zum 60. Geburtstag*. Schorndorf, Karl Hofmann: 97-113.
- EGNER, Heike (2000): *Trend- und Natursportarten und Gesellschaft*. In: Anton Escher, Heike Egner und Matthias Kleinhans (Hrsg.): *Trend- und Natursportarten in den Wissenschaften. Forschungsstand, Methoden, Perspektiven*. Hamburg, Edition Czwilina: 7-20.
- EGNER, Heike (2001): *Trend- und Natursport als System. Die Karriere einer Sportlandschaft am Beispiel Moab, Utah*. Mainz.

- EGNER, Heike, ESCHER, Anton, et al. (1998): „Extreme Natursportarten – Die raumbezogene Komponente eines neuen Freizeitstils.“ *Die Erde* 128: 121-138.
- EGNER, Heike und KLEINHANS, Matthias (2000): Trend- und Natursportarten – Ein Strukturierungsversuch. In: Anton Escher, Heike Egner und Matthias Kleinhans (Hrsg.): Trend- und Natursportarten in den Wissenschaften. Forschungsstand, Methoden, Perspektiven. Hamburg, Edition Czwilina: 55-68.
- ELIAS, Norbert (1992): Über den Prozeß der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- FRITZ, Georg (1996): 15 Jahre Konflikt zwischen Sport und Natur aus der Sicht des Naturschutzes. In: Deutscher Sportbund (Hrsg.): Sport und Natur im Konflikt. Dokumentation des 3. Symposiums zur ökologischen Zukunft des Sports vom 28.-29.09.1995 in Bodenheim/Rhein. Frankfurt/M., DSB: 25-31.
- GROSS, Peter (2000): „Körperkult: Die Anbetung des Fleisches.“ *Psychologie heute*(12): 28-35.
- GÜNTHER, Armin (1996): Reisen als ästhetisches Projekt. Über den Formenwandel touristischen Erlebens. In: Hans A. Hartmann und Rolf Haubl (Hrsg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen, Westdeutscher Verlag: 95-124.
- HANDSCHUH-HEIß, Stephanie (1996): Von Muskelspielen und Titanenkämpfen. Körper, Kostüme und Klamauk. In: Hans A. Hartmann und Rolf Haubl (Hrsg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen, Westdeutscher Verlage: 167-198.
- HASSE, Jürgen (1998): „Zum Verhältnis von Raum und Körper in der Informationsgesellschaft. Aspekte einer geographischen Anthropologie.“ *Geographica Helvetica*(2): 51-59.
- HORN, C. (1994): Conflict in Recreation: The Case of Mountain-Bikers and Trampers. Department of Parks, Recreation and Tourism. Canterbury/New Zealand, Lincoln University.
- HUIZINGA, Johan (1961/1938): Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek, Rowohlt.

- HUTTER, Michael und TEUBNER, Gunther (1994): Der Gesellschaft fette Beute. *Homo juridicus* und *homo oeconomicus* als kommunikations-erhaltende Fiktionen. In: Peter Fuchs und Andreas Göbel (Hrsg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt/M., Suhrkamp: 110-145.
- KEUPP, Heiner, AHBE, Thomas, et al. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt's Enzyklopädie.
- LUHMANN, Niklas (1981): Symbiotische Mechanismen. In: Ders.: Soziologische Aufklärung Bd. 3. Opladen, Westdeutscher Verlag: 228-244.
- LUHMANN, Niklas (1987): Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1993a): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1993b): Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3. Frankfurt, Suhrkamp: 149-258.
- LUHMANN, Niklas (1995): Soziologische Aufklärung. Die Soziologie und der Mensch (Band 6). Opladen, Westdeutscher Verlag.
- LUHMANN, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde. Frankfurt, Suhrkamp.
- NAHRSTEDT, Wolfgang (1988): Freizeit im Lebenslauf. Begründung und Ziel der 5. Bielefelder Winterakademie. In: Johannes Fromme und Manfred Stoffers (Hrsg.): Freizeit im Lebensverlauf. Schwerpunkte und Perspektiven der Freizeitkulturforschung – Perspektiven für Politik und Pädagogik. Dokumentation der 5. Bielefelder Winterakademie. Bielefeld, Erkrath, DGFF, IFKA: 21-38.
- NASSEHI, Armin (1997): Inklusion, Exklusion, Integration, Desintegration. In: Wilhelm Heitmeyer: Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt/M., Suhrkamp: 113-148.
- RITTNER, Volker (1983): Zur Soziologie körperbetonter sozialer Systeme. In: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Sonderheft 25/83 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen, Westdeutscher Verlag: 233-255.

- SCHIMANK, Uwe (1988): Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität. In: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildebrandt (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, Leske + Budrich: 55-72.
- SCHULZE, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M, New York, Campus.
- SHUSTERMANN, Richard (1994): Die Sorge um den Körper in der heutigen Kultur. In: Andreas Kuhlmann (Hrsg.): Philosophische Ausrichtung der Kultur der Moderne. Frankfurt/M., Fischer: 241-277.
- STENGEL, Martin (1996): Freizeit als Restkategorie. Das Dilemma einer eigenständigen Freizeitforschung. Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. In: Hans A. Hartmann und Rolf Haubl (Hrsg.): Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen, Westdeutscher Verlag: 19-44.
- STICHWEH, Rudolf (1988): Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In: Renate Mayntz, Bernd Rosewitz, Uwe Schimank und Rudolf Stichweh (Hrsg.): Differenz und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt/New York, Campus: 261-293.



Menschen-Bild

(Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Claudia Wucherpennig, Anke Strüver, Sybille Bauriedl

Wesens- und Wissenswelten – Eine Exkursion in die Praxis der Repräsentation

„Das Ziel dieser Exkursion besteht darin, Theorie zu schreiben, d.h. eine gestaltete Vision davon zu entwerfen, wie man sich in der Topographie einer unmöglichen, doch nur allzu realen Gegenwart bewegt und was man zu befürchten hat, wenn man eine abwesende, aber vielleicht mögliche andere Gegenwart finden will.“ (Haraway 1995a, S. 11)

„Was tun Sie“, wurde Herr K. gefragt, „wenn Sie einen Menschen lieben?“ „Ich mache einen Entwurf von ihm“, sagte Herr K., „und Sorge, daß er ihm ähnlich wird.“ „Wer? Der Entwurf?“ „Nein“, sagte Herr K., „Der Mensch.“ (Brecht 1971, S. 33)

1 Stand-Bild

In diesem Beitrag beschäftigen wir uns mit Menschenbildern aus einer repräsentationstheoretischen Perspektive. Im Zentrum unserer Betrachtungen stehen die Herstellungsweisen von Menschenbildern, ihre Wirkungsmächtigkeit in unterschiedlichen gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Kontexten sowie ihre Effekte auf Subjektivierungsprozesse. Betrachtet und miteinander konfrontiert werden sollen zum einen Subjektivierungsprozesse in Alltagspraktiken, im Sinne eines Aushandelns von Selbst- und Fremdpositionierungen. Zum anderen gehen wir Subjektbetrachtungen und Menschenbildern nach, die geographischer Forschung inhärent sind.

Menschen bilden Menschenbilder, das heißt, sie konstruieren vereinfachte, mit Werten und Normen aufgeladene Vorstellungen über sich selbst und über andere Personen oder Personengruppen. Oft geschieht dies nicht bewusst, doch können Menschenbilder auch aktiv konstruiert werden, um bestimmte Ziele zu erreichen. Umgekehrt bilden (konstituieren) Menschenbilder Menschen: Sie weisen gesellschaftliche Bedeutungen und soziale Po-

sitionierungen zu, sie durchdringen das Denken und Fühlen von Menschen und beeinflussen deren Alltagspraktiken. Menschenbilder stellen somit eine vermittelnde und zugleich regulative Instanz im Prozess der Konstitution von Subjekten und Subjektpositionen dar. Einen ebensolchen Stellenwert haben sie im Prozess der Generierung von Wissen.

Menschenbilder sind allgegenwärtig. Sie existieren nicht ‚einfach so‘ in den Köpfen von Menschen, noch können sie beliebig verändert oder ersetzt werden. Vielmehr sind sie in einen unendlichen Produktions-Kreislauf eingebunden: ‚Menschenbilder bilden Menschen bilden Menschenbilder bilden ...‘ (sh. Abb. 1).

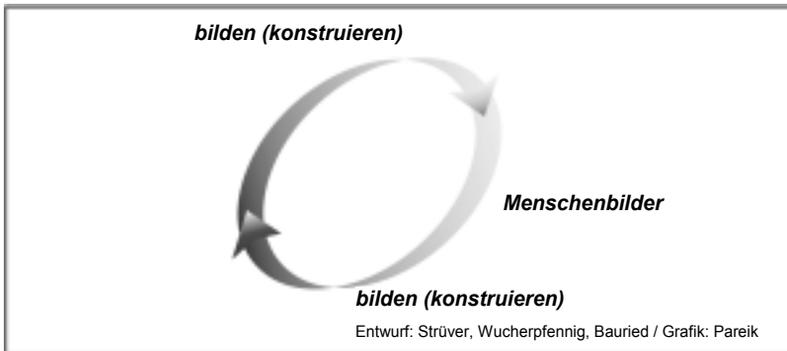


Abb. 1: Konstruktion von Menschenbildern und Konstituierung von Menschen als zirkulärer Prozess

Dieser Kreislauf bildet den Ausgangs-, ‚Punkt‘ (-Kreis) unserer Exkursion in die Wissens- und Wesenswelten und soll als ein ‚Werkzeug‘ für unsere weiteren Erörterungen dienen. Er verdeutlicht in vereinfachter Form den Bildungs-Prozess von Menschenbildern und deren Wirkungsmächtigkeit auf Menschen, die wiederum ‚Menschenbildner‘ sind. In diesem Sinne ist er ebenso basal wie auf den ersten Blick banal und wird im weiteren um Beispiele erweitert und theoretisch ergänzt.

Im folgenden werden wir an Beispielen aus unseren aktuellen Forschungsfeldern diese Zirkularität veranschaulichen (Bilder-Flut). Indem wir präsentieren, in welcher unterschiedlichen Weisen von und über Menschen gesprochen wird, möchten wir zunächst aufzeigen, dass Menschenbilder in den unterschiedlichsten (geographischen) Bereichen betrachtungsrelevant sind be-

ziehungsweise sein können. Zudem sollen die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit konkurrierender Subjektauffassungen aufgezeigt werden.

Ein theoriegeleiteter Abstecher führt uns sodann zum ‚*Wie*‘ von Menschenbildern (Bild-ung): In Anlehnung an repräsentationstheoretische Überlegungen sollen hier das ‚Wesen‘ und die Wirkungsweisen von Menschenbildern herausgearbeitet werden. Die nächste Etappe führt uns schließlich zu Menschenbildern als umkämpfte Gebiete, in denen Macht Bedeutungen und Wissen schafft (Vor-Bilder). Unser Blick richtet sich dort auf Wissen-Macht-Komplexe und auf Menschenbilder als Teil von bedeutungs- und wirklichkeitserzeugenden Praktiken in Wissenschaft und Gesellschaft.

Ziel unserer Exkursion wird nicht der Entwurf einer neuen Theorie sein. Gleichwohl möchten wir eine Vision skizzieren; eine Vision, in der auch Herr K. mit und in den ihm begehenden Menschen eine abwesende, aber vielleicht ‚mögliche andere Gegenwart‘ finden kann.

2 Bilder-Flut

Um den zirkulären Prozess der Konstruktion von Menschenbildern und der Konstitution von Menschen zu konkretisieren, werden wir nun drei Beispiele aus unseren laufenden Forschungsarbeiten präsentieren. Unter Rückgriff auf den eingangs vorgestellten Produktions-Kreislauf stellen wir dar, welche Arten von Menschenbildern in diesen Forschungsfeldern relevant sind, und an welchen ‚Produktionsstätten‘ des KonstruktionKonstitutionszirkels unsere Analysen ansetzen.

Wir werden aufzeigen, dass Menschenbilder Teil einer diskursiven Praxis sind, in der spezifische Deutungsmuster ‚zur Verfügung und Verführung gestellt‘ werden, und sich die Produktion von Menschenbildern und Menschenbildnern in einem Prozess ohne Anfang und Ende relational aufeinander bezieht. Vorgestellt wird zunächst die Bedeutung von Menschenbildern in der Alltagspraxis des (nicht-)grenzüberschreitenden Handelns. Menschenbilder treten hier in stereotypisierter Form als ‚die Deutschen‘ beziehungsweise ‚die Niederländer‘ auf die Bühne der Auseinandersetzung um Bedeutungen. Daran anschließend wird am Beispiel der Umstrukturierung von Großbahnhöfen in Deutschland die miteinander verbundene Konstruktion von Raum- und Menschenbildern erörtert. Menschenbilder nehmen hier vor allem in Form von Subjektpositionierungen (‚der Kunde und der Obdachlose‘) Gestalt an. Schließlich wird die Bildung von Natur- und Menschenbildern im

Kontext nachhaltiger Entwicklung herausgearbeitet. Konstruiert wird das Bild vom zukunfts- und umweltbewußten Menschen, das der Legitimation von technischem Fortschritt und Wirtschaftswachstum dient.

**2.1 „(A)ber schon ein Fußballspiel reichte, um zu zeigen, daß die alte Feindschaft noch quicklebendig war“ (de Loo 1997, S. 237)
– Die Bedeutung von Menschenbildern in der Alltagspraxis des (nicht-)grenzüberschreitenden Handelns**

Die Untersuchung von Menschenbildern im Kontext des (nicht-)grenzüberschreitenden Handelns ist Teil eines Projekts über die Bedeutungen und Effekte der Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden, die im Rahmen der europäischen Vereinigung vermeintlich bedeutungslos geworden ist. Entgegen der mit der Öffnung dieser EU-Binnengrenze gewährleisteten ‚Barrierefreiheit‘ und den damit verbundenen Erwartungen von europäischer Integration und Kohäsion, ist eine zunehmende grenzüberschreitende Alltags-Interaktion kaum zu beobachten. Dafür gibt es zahlreiche Erklärungsansätze (wie beispielsweise mangelnde Sprachkenntnisse, schlechte Verkehrsverbindungen oder unzureichender Informationsfluss), doch werden in diesen oftmals diejenigen vernachlässigt, die sich mit der kognitiv-imaginativen Grenze, der ‚Grenze im Kopf‘ auseinandersetzen.

Zur Annäherung an letztere wird der Einfluss von Populärkultur auf die Alltagspraxis der im Grenzraum lebenden Menschen untersucht; mit einer besonderen Fokussierung auf die bedeutungskonstituierenden Wirkungen von kulturellen Medien wie Cartoons, Werbung, Ausstellungen, Filmen, Theaterstücken und vieles mehr. Dies geschieht vor dem Hintergrund der Annahme, dass die Inhalte derartiger Repräsentationen auf Vorurteilen und Stereotypisierungen basieren, diese eher reproduzieren, denn transformieren und somit grenzüberschreitendes Handeln erschweren.

Im allgemeinen wird die Grenze an der zwar teilweise unsichtbaren, aber dennoch nachvollziehbaren ‚fühlbaren‘ Linie zwischen den Nachbarstaaten festgemacht. Ihre Bedeutungen lassen sich im Prinzip jedoch vor allem auf die angrenzenden Regionen (Nationen) und die in ihnen lebenden Menschen sowie die dort verhandelten Menschenbilder zurückführen. Somit stehen die die Bedeutungen der Grenze konstituierenden Bilder von den Menschen und den Regionen entlang der Grenze im Mittelpunkt der Analyse. Dabei wird die Grenze sowohl im Forschungsprozess als auch in der Alltagspraxis auf

die sie umschließenden Regionen sowie auf die diese Regionen durch ihre Praktiken, Vorstellungen und Wahrnehmungen konstituierenden Menschen ‚reduziert‘. Dementsprechend geht es um *die* Deutschen und *die* Niederländer und um die sich wechselseitig (re)produzierenden stereotypisierten Menschenbilder.

Die Analyse von Menschenbildern entlang der deutsch-niederländischen Grenze setzt jedoch zunächst bei denen der EU-PolitikerInnen und 'ManagerInnen' der grenzüberschreitenden Regionen (euregios) an. Sie ‚verwalten‘ den Grenzraum und die entlang der Grenze lebenden Menschen, die – ganz im Sinne einer EU-phorie – zu grenzüberschreitender Interaktion motiviert werden sollen. Das Menschenbild der EU-PolitikerInnen ist ein sehr einfaches und bekanntes: Die in den euregios lebenden Menschen werden als zweckrational Handelnde konzipiert, die intentional so agieren, wie es für sie persönlich ‚am vorteilhaftesten‘ ist. Das heißt, es wird davon ausgegangen, dass mit der Reduktion der Grenze auf ihre (vermeintlich rein) administrative Funktion beispielsweise der grenzüberschreitende Einkauf aufgrund der Preisunterschiede zunimmt, und dass höher Qualifizierte aus den Niederlanden aufgrund besserer Entlohnung in Deutschland arbeiten, während umgekehrt Arbeitslose aus Deutschland aufgrund des Beschäftigungsbooms auf der niederländischen Seite dort nach Arbeitsplätzen suchen. Dem ist aber nur sehr bedingt so (siehe beispielsweise Strüver 2001; Van der Velde 2000).

Neben der ohnehin äußerst fragwürdigen Konzeption von Menschen als ‚vorteilhaft‘ Handelnde, das heißt als intentional ‚richtig‘ Agierende, verweist dieses Beispiel bereits auf eine andere Ebene der in dieser Arbeit relevanten Menschenbilder, auf die der Deutschen und die der Niederländer, letztere meist reduziert auf die Holländer.

Das Forschungsprojekt konzentriert sich hier darauf, wie (konstruierte) Menschenbilder Menschen in Alltagspraktiken bilden (im Sinne von ‚konstituieren‘), das heißt, wie die Bilder von *dem* Holländer beziehungsweise *dem* Deutschen sowohl Eigen- wie auch Fremdwahrnehmung von Deutschen und NiederländerInnen konstruieren. Diese Art der Menschenbilder steht im Zusammenhang mit der theoretischen Diskussion um Eigen- und Fremdwahrnehmung (sowie die dazugehörigen Werte- und Normenmuster), aber auch mit dem alltäglichen ‚Gebrauch‘ dieser Bilder in der Praxis, die ihrerseits Eigen- und Fremdbilder in Zuschreibungspraktiken reproduziert.

Innerhalb des Kreislaufes „Menschenbilderbildenmenschenbildenmenschenbilder“ setzt die Analyse bei den so genannten Subjektivierungsprozessen

mit der Frage an, wie die Bilder von *der Holländerin* (der drogenstüchtigen Käseverkäuferin Frau Antje) und *dem Deutschen* (dem dicken ausländerfeindlichen Strand-Urlauber) auf die in der Grenzregion lebenden Menschen wirken. ‚Wirken‘ verweist in diesem Zusammenhang auf den alltäglichen Konsum von Medien und anderen Kulturprodukten – auf die größtenteils unbewusste Konfrontation mit und Konsumtion von in Populärkultur transportierten Bildern, wie beispielsweise in der Radio-, Fernseh- und Plakatwerbung. Zentral ist dabei die Erörterung, inwieweit diese Darstellungen und Zuschreibungen in den Selbst- und Fremdwahrnehmungen angenommen werden, beziehungsweise inwieweit sie als teils unbewusste, teils bewusste Abgrenzungsmomente fungieren (sh. 2).

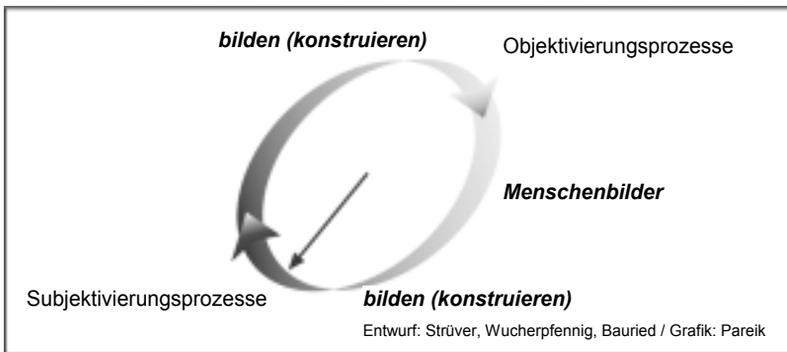


Abb. 2: Konstruktion von Menschenbildern und Konstituierung von Menschen als zirkulärer Prozess; Subjektivierungs- und Objektivierungsprozesse

Der nächste „Ort“ im Kreislauf ist der Prozess der Objektivierung. Dort werden die Bilder analysiert, die die in den Grenzregionen lebenden Menschen vom jeweils Anderen schaffen (konstruieren). Diese Bilder zeichnen eher selten persönliche Erfahrungen nach. Vielmehr spielen sie mit den bekannten Stereotypen; durch die Reproduktion dieser vereinfachten und vereinfachenden Bilder wird zum einen die Wirkung der Grenze als Abgrenzung weniger transformiert, denn manifestiert und zum anderen ein tatsächliches, möglichst vorurteilsfreies Erleben des Anderen sowie eine grenzüberschreitende Alltagspraxis erschwert (vergleiche Linthout 2000; Müller 1995; Van Houtum/Strüver 2002; Wielenga 2000). Diese Menschenbilder führen zu einem Zugehörigkeitsgefühl „mit der *eigenen* Seite“ und einer Abgrenzung von der

„anderen Seite“. Gleichzeitig wirkt die Betonung der Differenz als Kriterium für Zuordnung und damit als Regulation von Zugehörigkeit(sgefühl) zu „Deutsch“ beziehungsweise „Holländisch“.

Wiederfinden lässt sich diese kognitiv-imaginative ‚Grenze im Kopf‘ in den stereotypisierten Fremd- und Selbstzuschreibungen, die hier nur beispielhaft anhand eines Griffes in den „Schubladenkasten von Deutschland- und Niederlandebildern“ (Müller 1995) wiedergegeben werden können.¹

Begonnen werden soll hier mit der ‚gänzlich unbeteiligten‘ österreichischen Außenperspektive, in deren ‚Standardwerk über Vorurteile‘ sich folgendes finden lässt: „Die Niederländer erkennt man daran, dass sie entweder mit einem Wohnmobil den Brenner verstopfen [oder] auf einem Autobahnparkplatz ein Campingklo ausleeren...“ (Huber/Treichler 2001, S. 94). „Die Deutschen sehen so aus, als seien sie permanent drauf und dran, einen Weltkrieg anzufangen oder einen jämmerlichen Witz zu erzählen, und eines von beiden tun sie dann tatsächlich...“ (ebenda, S. 34).² Die hier jeweils bemühten ‚Kenn-Zeichen‘ dominieren sowohl auf der sehr oberflächlichen Ebene des Alltagswissens als auch auf derjenigen großangelegter Umfragen die wechselnden Selbst- und Fremdzuschreibungen zwischen Deutschen und NiederländerInnen.

In deutschen Augen gelten ‚die Niederländer‘ als ‚liberal, tolerant, sympathisch, freundlich, humorvoll und diszipliniert‘ sowie als ‚traditionsbewusst, geizig, moralisch und pragmatisch‘ (Beelen 2001; Linthout 2000; Piel 2000). In die andere Richtung geschaut, betrachten NiederländerInnen ‚die Deutschen‘ als ‚arrogant, pflichtbewusst, ordnungsliebend und humorlos‘, aber auch als ‚herrsüchtig und rechthaberisch‘ (Beelen 2001; Linthout 2000; Wielenga 2000). Ein Niederländer charakterisiert ‚die Niederländer‘ als „merkwürdiger Stamm, der nach Meinung mancher stets mit einer Tulpe in der Hand schlafen geht und nach Meinung anderer gebratene Drogen zum Frühstück verzehrt“ (Nooteboom 1993, S. 54); und ein Deutscher versteht ‚die Deutschen‘ als „ordnungsliebend, fleißig, leistungsfähig, diszipliniert und sauber“ (Bausinger 2000, S. 82).

1 Die hier vorgenommene ausschnittshaften, kaum kontextualisierte Präsentation birgt unweigerlich die Gefahren einer unkritischen Reproduktion von Stereotypen und Vorurteilen sowie einer Bagatellisierung der (Menschen-) Bilder in sich. Sie wird hier dennoch als „Bildausschnitt“ verwendet, um einen kurzen Ein- und Überblick verschaffen zu können.

2 Die Buchautoren regen ausdrücklich zu einem ‚interaktiven‘ Austausch über ihre ‚Thesen‘ an: www.tollwiewir.at

Solche Zitat-Listen könnten endlos fortgesetzt werden, sich wiederholen und doch variieren und damit vor allem nachstehende Aspekte deutlich werden lassen: Zunächst sind in Bilder umgesetzte Klischees und Stereotypen immer unscharf; es handelt sich um weichgezeichnete oder verzerrte Konturen. Des Weiteren ist ein ambivalentes Verhältnis zwischen Nachbarländern nichts ungewöhnliches – zumal wenn es sich um eine Asymmetrie wie die zwischen Deutschland und den Niederlanden handelt, wo ein großes an ein kleines Land grenzt („Kalimero-Effekt“, Linthout 2000) und sich die zwei Nachbarn von außen betrachtet relativ ähnlich sind (neben der gemeinsamen kulturgeschichtlichen Entwicklung innerhalb Europas werden sie beispielsweise beide als diszipliniert beziehungsweise pflichtbewusst bezeichnet). Schließlich verstärkt gerade die Vielzahl an Ähnlichkeiten das Bedürfnis nach Abgrenzung, die in dualistischer Manier zu Tage tritt (tolerant/arrogant, humorvoll/humorlos, pragmatisch/rechthaberisch) sowie die kognitiv-imaginative Grenze aufrecht erhält.

In den zusammenfassenden Worten eines Wissenschaftlers liest sich das so:

„Solange auf deutscher Seite das Bild von den Niederlanden zur Identifikation der Niederländer mit Garten- und Landbauerzeugnissen tendiert, sich reduziert auf Handelsgeist, Käsen, den Keukenhof, Windmühlen und die für die Badefreuden geeigneten Strände, und solange andererseits das Deutschlandbild der Niederländer von der deutschen Anfälligkeit für Rechtsradikalismus und Militarismus oder schlicht von der Grobschlächtigkeit des ‚mofo‘ ausgeht, kann von Verständnis kaum, von Unbehagen aber ganz gewiß die Rede sein.“ (Lademacher 1990, S. 260)

Dabei handelt es sich um ein auf Bildern basierendes Unbehagen, das sich bereits durch ein Fußballspiel wieder in die alte Feindschaft verwandeln kann und selbstverständliches grenzüberschreitendes Handeln erschwert!³

3 Aus gegebenem Anlass siehe beispielsweise: www.ihrseidnichtdabei.de (eine deutsche Webpage zum Ausscheiden der niederländischen Fußballnationalmannschaft während der Qualifikation zur Weltmeisterschaft 2002).

**2.2 „Wenn es regnet, und bei der Bahnhofsmision wird Suppe verteilt, geht doch kein Obdachloser mehr nach draußen in den Regen.“ (Mehdorn, zitiert in *BILD am Sonntag*, 14.10.01) –
Die Konstruktion von Raum- und Menschenbildern im Rahmen der Restrukturierung von Großbahnhöfen**

Seit der 1994 eingeleiteten Privatisierung der Bahn in Deutschland werden insbesondere *Großbahnhöfe* flächendeckend und umfassend restrukturiert. Die Verkehrsstationen werden modernisiert sowie um neue Dienstleistungs- und Einzelhandelsangebote erweitert. Der Zugang und Aufenthalt wird über Hausordnungen und so genannte Sicherheitsdienste reguliert, und nicht mehr betriebsnotwendige Bahnliegenschaften innerhalb und außerhalb des 'eigentlichen' Bahnhofs werden vermarktet und umgenutzt. Als Beitrag zur Realisierung des obersten Unternehmensziels der Bahn, namentlich „mehr Verkehr auf die Schiene zu bringen und auf Dauer erfolgreich zu sein“ (DB AG 1996, S. 3), sollen Großbahnhöfe zum „multifunktionale[n] Zentrum urbanen Lebens“ (ebenda, S. 5) ausgebaut werden. Und auch die Kommunen, die im verstärkten interurbanen Wettbewerb erhebliche städtebauliche und stadtentwicklungspolitische Potentiale in der Neuordnung der Bahnhöfe erkennen, streben an, „die Attraktivität der Personenbahnhöfe und ihres Umfeldes als Drehscheibe des Fern- und Nahverkehrs sowie als Mittelpunkt städtischen Lebens zu steigern“ (BDA et al. 1998).

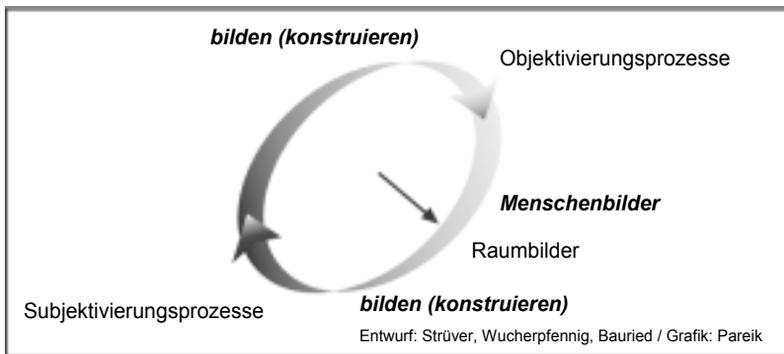


Abb. 3: Konstruktion von Menschenbildern und Konstituierung von Menschen als zirkulärer Prozess; Verknüpfung mit Raumbildern

Intendiert ist eine Reorganisation des Raumes ‚Bahnhof‘, mit der über rein gestalterische und funktionale ‚Optimierungen‘ hinaus ein umfassender *symbolischer Bedeutungswandel* verbunden ist. Hiermit geht der Versuch einher, ein neues Raumbild durchzusetzen, an das wiederum spezifische Menschenbilder ‚angedockt‘ sind – was kaum verwundert, sind Bahnhöfe ihrem ‚Ursprung‘ nach doch Orte, an denen Menschen auf Züge und/oder auf andere Menschen warten.

Die Untersuchung setzt in diesem Fall bei der Analyse der *Hervorbringung* von Raum- und Menschenbildern durch VertreterInnen der Deutschen Bahn AG, PolitikerInnen und ArchitektInnen an (s. Abb. 3). Hierzu wurden die von der Bahn für ihre Verkehrsstationen entwickelten und veröffentlichten Konzepte daraufhin beleuchtet, welche Vorstellungen von Bahnhöfen und (potentiellen) BahnhofsnutzerInnen produziert und der Öffentlichkeit präsentiert werden (vergleiche beispielsweise BDA et al. ²1997; DB AG 1996; DB AG 1997). Die in Ausstellungen, Informations-Broschüren und Werbevideos transportierten Ideen und Konzepte beziehen sich nicht nur auf die Gestaltung, Funktionen, Atmosphären et cetera bisheriger und zukünftiger Bahnhofs-, ‚Generationen‘, sondern ebenso auf Personen(-gruppen), die mit bestimmten ‚Bahnhofsepochen‘ in Verbindungen gebracht werden. Durch die Veröffentlichungen zieht sich dabei wie ein roter Faden eine binäre Gegenüberstellung zweier Bahnhofsbilder; unterschieden wird schlicht zwischen dem ‚alten‘ und dem ‚neuen Bahnhof‘ beziehungsweise dem ‚Bahnhof der Zukunft‘.

Unter dem ‚alten Bahnhof‘ wird die Entwicklung aller Bahnhöfe zwischen den 30er und frühen 90er Jahren des 20. Jahrhunderts zusammengefasst. Dieser Bahnhof steht für ‚Niedergang‘ beziehungsweise ‚Verfall‘ (BDA et al. ²1997); ihm haftet eine Atmosphäre der Bedrohlichkeit und Unausweichlichkeit an. Bahnhöfe werden als Orte (ab-)klassifiziert, an denen sich von der ‚Norm‘ abweichende Personen tummeln. So gibt beispielsweise der ehemalige Vorstandsvorsitzende der Bahn AG, Heinz Dürr, zu verstehen, Bahnhöfe hätten sich nach Ende des 2. Weltkriegs zur ‚Anlaufstelle von Kriegsheimkehrern, Obdachlosen und zu Zentren des städtischen Schwarzmarktes‘ (Dürr 1997, S. 14) entwickelt. Der Architekt Meinhard von Gerkan (1997, S. 17), der maßgeblich an den neuen Bahnhofs-konzeptionen beteiligt war, bezeichnet Bahnhöfe als ‚Zentren der Rotlichtviertel, Brennpunkte der Drogenszene und Treffpunkte sozialer Außenseiter‘. In unmissverständlicher

Weise gibt er ergänzend zu verstehen, dass „aus den ehemals pulsierenden Herzen der Städte wahre Pestbeulen“ (ebenda, S. 41) wurden.

Gänzlich anders klingen dagegen die Trara-Rufe, die dem „neuen Bahnhof“ (und seinen NutzerInnen) entgegengebracht werden. Dieser steht für die umstrukturierten Bahnhöfe und ist mit Zukunftsvisionen verbunden. Seine zentralen ‚Qualitätsmerkmale‘ heißen „Service, Sicherheit und Sauberkeit“. Der „neue Bahnhof“ ist „[d]er Bahnhof für den Menschen“ (DB AG 1997), ein Bahnhof für dessen Erlebnisfähigkeit und Wohlfühl. Und dieser Mensch ist nun der Kunde, der einer „mittelständischen Wohlstandsgesellschaft“ (Steguweit 1997, S. 307) entspringt. Entsprechend wird der „neue Bahnhof“ als ein „geschlossener Erlebnisraum“ definiert, der „zum Verweilen einlädt“ und „alle Kundenbedürfnisse adäquat befriedigt“ (ebenda, S. 310, 308).

Wessen (menschliche) Bedürfnisse diesem Bild nicht adäquat sind, bekräftigte jüngst der derzeitige Vorstandsvorsitzende der Bahn AG, Hartmut Mehdorn. In einem Interview in der *BILD am Sonntag* vom 14.10.01 verkündete er, er wolle Obdachlose nicht länger in Bahnhöfen dulden. Vier Wochen nachdem er ausdrücklich die gute Zusammenarbeit zwischen Bahn und Bahnhofsmission gelobt hatte⁴, forderte Mehdorn die Bahnhofsmissionen auf, keine warmen Mahlzeiten mehr im oder am Bahnhof auszugeben, um das unerwünschte Klientel nicht 'anzulocken'; denn:

„Wenn es regnet und bei der Bahnhofsmission wird Suppe verteilt, geht doch kein Obdachloser mehr nach draußen in den Regen. Die setzen sich dann in den Bahnhofsgang und sagen: ‚Haste mal ’ne Mark?‘ Das haben unsere Kunden nicht so gern. Obdachlose sind keine bössartigen Leute, aber sie gehören nicht in den Bahnhof.“ (zitiert in *BILD am Sonntag*, 14.10.01)

In den öffentlichen Verlautbarungen der Bahn AG (wie auch in der konkreten Umsetzung der Bahnhofskonzeptionen) werden Bahnhofs-Geschichte und Bahnhofsleben weniger *be-*, denn *geschrieben*. Verschiedene Elemente von Bahnhöfen und Bahnhofsleben werden miteinander in Beziehung gesetzt und so neu definiert. Unterstützt durch die – als rhetorische Formel zu wertende – binäre Gegenüberstellung zweier Bahnhofsbilder, an die entsprechende Menschenbilder geknüpft werden, werden Bedeutungen und Stim-

4 Vergleiche Pressemitteilung der Deutschen Bahn AG vom 21.09.2001: „Deutsche Bahn und Bahnhofsmission vereinbaren die weitere Zusammenarbeit“; www.bahn.de/presse/die_bahn/bhf/die_bahn20010921.shtml; letzte Abfrage am 09.10.01.

mungen erzeugt, die emotional aufgeladen und normativ besetzt sind. Es werden hierin Deutungsmuster bereitgestellt und Verhaltensweisen nahegelegt. Nicht zuletzt werden in einer essentialisierenden und homogenisierenden Weise Subjektpositionierungen vorgenommen.

Dieser Prozess der Ver-Öffentlichung der Bahnhofskonzepte lässt sich als eine zweifache Objektivierung begreifen: Zum einen werden Personen, die aus unterschiedlichsten Gründen und auf unterschiedlichste Weise Bahnhöfe (nicht) nutzen und die ‚AdressatInnen‘ der veröffentlichten Texte sind, über Kategorisierungen zu ‚Objekten‘ dieser Erzählungen. Zum anderen werden im Zuge der Ver-Öffentlichung die (zu Papier gebrachten) Raum- und Menschenbilder der Deutschen Bahn AG samt ihrer vielfältigen Bedeutungsschichten einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht; sie nehmen eine öffentlichere, objektiviertere Gestalt und damit eine allgemeinere Bedeutung an (zum Begriff der ‚Objektivierung‘ vergleiche Johnson 1999, S. 151ff.).

An dieser Stelle stellt sich die Frage nach den Effekten der Raum- und Menschenbilder und der damit verbundenen Subjektpositionierungen auf das alltägliche Konstituieren des Raumes ‚Bahnhof‘ durch verschiedene NutzerInnen(gruppen). Dieser soll in einem weiteren Untersuchungsschritt nachgegangen werden. Ins Zentrum der Analyse rücken hier die Rezeptions- und Aneignungsweisen sowie deren Bedingungen. Zu fragen ist vor allem nach der Anschlussfähigkeit der in den Bahnhofskonzeptionen transportierten Bilder und Bedeutungen an die Erfahrungs- und (Er-)Lebenswelten der unterschiedlichsten (potentiellen) BahnfahrerinInnen.

Sicherlich kann nicht davon ausgegangen werden, dass die von der Bahn AG nahegelegten Subjektpositionen und Verhaltensweisen mit dem Selbst-Verständnis beziehungsweise den Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der ‚AdressatInnen‘ deckungsgleich sind. So erscheint es äußerst fragwürdig, ob ‚der Obdachlose‘, der sich laut Mehdorn offensichtlich am liebsten im Regen aufhält, sofort in den Bahnhof rennt, sobald es nach warmer Suppe riecht. Ähnlich vereinfacht erscheint die Reaktion ‚des Kunden‘, der auf den ausgesprochen angenehmen Aufenthalt im Bahnhof beziehungsweise auf die bequeme und preiswerte Fahrt mit der Bahn verzichtet, da er den Anblick „sozialer Außenseiter“ kaum ertragen kann. Auf der anderen Seite sind die Vorstellungen und Vorgaben der Bahn einschließlich der systematisch durchgeführten Ausgrenzungsprozesse durchaus gesellschaftsfähig; in der ‚Öffentlichkeit‘, beispielsweise bei VertreterInnen der Kommunen und des

Einzelhandels, aber auch bei ‚Privatpersonen‘, treffen sie immer wieder auf Zustimmung und Unterstützung.

Für die Analyse der Konstruktion und Effekte von Menschenbildern im Rahmen der Bahnhofs-Umstrukturierungen sind also Differenzierungen und Kontextualisierungen notwendig. Einbezogen werden müssen die ökonomischen, politischen und soziokulturellen Produktions- und Aneignungsbedingungen, unter denen sich der Bedeutungswandel von Bahnhöfen vollzieht und unter denen es der Bahn AG möglich ist, diese Menschenbilder ‚in Umlauf‘ zu setzen. An zentraler Stelle gilt es auch, Machtkonstellationen unter Einbezug der öffentlichen Diskurse, die sich hier („am Bahnhof“) bündeln, zu berücksichtigen.

2.3 „Eine ökologische Orientierung der Politik hingegen böte unserer pluralistischen Gesellschaft ein einmaliges Konsenspotential“ (BUND/ Misereor 1996, S. 16) – Über die Funktion von Menschen- und Naturbildern im Nachhaltigkeitsdiskurs.

Bei der UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 wurde die „Agenda 21“ als Konsensdokument der Bewertung eines umwelt- und verteilungsgerechten Umgangs mit den Ressourcen der Erde verabschiedet. Die hier formulierten Richtlinien resultieren aus der „Globalisierung des Umweltgedankens“ (Weizsäcker 1996, S. 8). Die Verschränkung des Umwelt- und Entwicklungsdiskurses wurde maßgeblich in Schwung gebracht durch das Gutachten des Club of Rome „Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1972), das die Erkenntnis einer naturwissenschaftlich quantifizierbar begrenzten Tragfähigkeit der Erde in eine breitere Debatte getragen hat. Als begrenzt definiert wird sowohl ein tragfähiges Bevölkerungswachstum wie zunehmend ressourcenintensive Produktions- und Konsumformen. Im folgenden soll der Nachhaltigkeitsdiskurs des Nordens genauer betrachtet werden, der sich vor allem auf die technologische Machbarkeit eines ökologisch verträglichen Wirtschaftswachstums konzentriert. Hier werden entsprechende Menschenbilder kommuniziert, die diese Ausprägung von Wachstumsverständnis legitimieren.

Der Blick auf den beschriebenen Kreislauf richtet sich auf die Konstruktion von Menschenbildern und die damit verknüpften Naturbilder des Nachhaltigkeitsdiskurses. Betrachtet werden die Objektivierungsprozesse, die zu bestimmten Bildern führen, die die gewählten Entwicklungs- und Wachstums-

modelle legitimieren. Entscheidend ist es, hierbei zu erkennen, welche Akteure den Nachhaltigkeitsdiskurs dominieren und welche Machtkonstellationen sie verbinden (sh. Abb. 4).

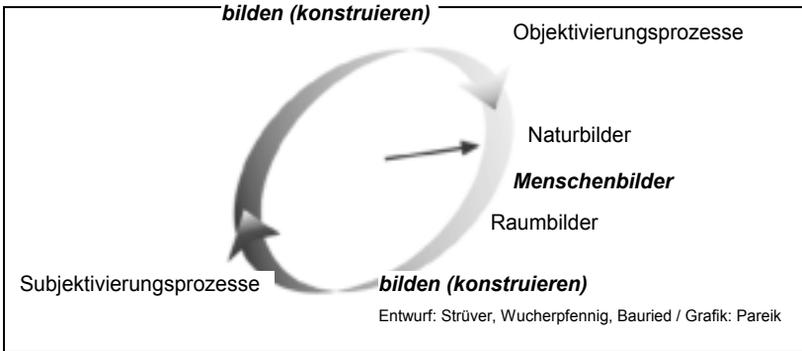


Abb. 4: Konstruktion von Menschenbildern und Konstituierung von Menschen als zirkulärer Prozess; Verknüpfung mit Naturbildern

Noch in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, in der Hochphase der Debatte um die neu benannte „Umweltkrise“, wurden negativ bewertete Umweltveränderungen der (Un-)Fähigkeit des Menschen zugeschrieben (Guhde 1984). Die diskutierten Strategien zielten auf eine ökologisch tragfähige (qualitative) Entwicklung. Das hierbei entworfene *ökologische Menschenbild* (der Mensch, der sich der Natur anpassen muss) wurde spätestens in den 90er Jahren durch die Verknüpfung des Umweltdiskurses mit dem dominanten Fortschrittsdogma in ein *technozentrisches Menschenbild* transformiert. Die diskutierten Handlungsstrategien richteten sich nun stärker auf eine ökonomisch vertretbare (quantitative) Entwicklung, die sich an der technischen Machbarkeit orientiert. Das technozentrische Menschenbild steht für die Bewertung eines zerstörten Ökosystems als Wachstumshemmnis, welches überwunden werden muss. Dieses Bild dominiert den aktuellen Nachhaltigkeitsdiskurs und findet sich im wirtschaftspolitisch orientierten Leitziel einer ökologischen Modernisierung wieder (Gibbs 2000). In diesem Bild hat der Mensch seine Handlungsmacht wiedererlangt. Er kann technische Instrumente nutzen und erfinden, die der Effizienzsteigerung und Substitution von nicht-nachwachsenden Ressourcen dienen, und ist nicht ohnmächtig den Naturkräften ausgeliefert.

Die Zuweisung der Verantwortlichkeit für eine nicht-nachhaltige und die Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung wird durch eine Naturalisierung gesellschaftlicher Probleme unterstützt. Die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“, die als Kursbuch für die deutsche Nachhaltigkeitspolitik gehandelt wird, enthält ein Beispiel von zahlreichen ähnlichen Äußerungen:

„Es ist also nicht nur eine moralische Verpflichtung der Industrieländer, ihren Nutzendruck auf die globale Umwelt abzusenken, sondern es liegt auch in ihrem eigenen Sicherheitsinteresse: Eine *Insel* des Wohlstandes in einem *anschwellenden Ozean* ökologischer und sozialer Probleme läßt sich auf Dauer nicht verteidigen.“ (BUND/ Misereor 1996, S. 19; eigene Hervorhebungen)

Die Verwendung von Symbolen, die beängstigende Naturphänomene assoziieren lassen, ist eine in diesem Kontext übliche Praxis. Hier werden definierte Grenzen des sozialen Handelns mittels Naturereignissen objektiviert. Die entscheidende Argumentationsstütze und das passende Bildmaterial bieten hierbei NaturwissenschaftlerInnen an (Duncan/ Ley 1993, S. 1). Die (Natur-) Wissenschaften haben im Umweltdiskurs die Definitionsmacht und sind die Stichwortgeberinnen für die menschengefährdenden, negativ konnotierten Naturbilder (vgl. die Begriffe „Waldsterben“, „Ozonloch“, „Klimakatastrophe“, „Bevölkerungsexplosion“, „Saurer Regen“). Von WirtschaftswissenschaftlerInnen werden entsprechende Vorschläge für eine Reduzierung des Ressourcendurchsatzes genannt und von SozialwissenschaftlerInnen neue Wohlstandsmodelle entworfen, die sich aus dem oben ausgemalten Grundverständnis der Mensch-Natur-Beziehungen ableiten. Diese Vorstellung führt zu einem Bild, in dem sich der Mensch der gefährdenden, zerstörten Natur zur Wehr setzen muss. Dieses Naturbild ist verbunden mit dem Bild vom wachstums- und fortschrittsgeleiteten Menschen, der sich von der unkontrollierten Natur emanzipiert. Die verwendeten Naturmetaphern dienen als regulative Instanz des implizierten Ideals eines technischen Fortschritts.

Ein weiterer Haltepunkt innerhalb des Kreislaufes sind die Konstitutionsprozesse, die von den entworfenen Menschenbildern ausgehen. Sowohl das ökologische wie das technozentrische Menschenbild finden sich in der Vision der „zukünftigen Generationen“ (BMU 1997) wieder, entsprechend dem Menschenbild im Kopf. „Zukünftige Generationen“ sind keine definierten Subjekte, sondern die Projektionsflächen für die Attribute des konstruierten Menschenbildes. In der Vision der Agenda 21 handelt es sich bei den „zukünftigen Generationen“ auf jeden Fall ausschließlich um Profiteure einer

nachhaltigen Entwicklung, solange die heutigen Generationen dem entworfenen Menschenbild entsprechend handeln. Das heißt, wird nachhaltige Entwicklung erreicht, profitieren alle Menschen davon. Darin kann mit Blick auf die Alltagserfahrung nicht jeder Mensch auf der Erde eingeschlossen sein, es soll sich jedoch jeder beteiligt fühlen. Zukünftige Generationen werden zu Objekten der handlungsleitenden Ideale heutiger Akteure gemacht. Hiermit soll ein Konsens für eine globale Umweltverantwortlichkeit geschaffen werden.

Der konstituierende Effekt des beschriebenen Menschenbildes ist der Entwurf des Gemeinsamen. Entsprechend dieser Praxis wurde der Weltbericht, der die Grundlage der Agenda 21 darstellt, „Unsere gemeinsame Zukunft“ betitelt (Hauff 1987). Das entworfene Entwicklungsleitbild wird somit zum universal und einzig gültigen gemacht. Die real beteiligten Akteure sind jedoch nicht „universell“. In der Regel treffen bei der Auseinandersetzung um Ressourcennutzung, -verteilung und -zugang als diskursbestimmende Akteure VertreterInnen von Regierung und Verwaltung, Parteien, Wirtschafts- und Umweltverbänden, Wissenschaft und einzelnen Wirtschaftsunternehmen aufeinander. Der Bezug auf das Nachhaltigkeitsleitbild findet sich bei lokalen Strategien im Anspruch einer sozial und ökologisch gerechten und wirtschaftsfördernden Entwicklung wieder, nicht aber im Einschluss aller sozialen und kulturellen Gruppen. Laut Agenda 21 sollen bei der Umsetzung dieses Nachhaltigkeitsgedankens auf lokaler Ebene explizit alle „wichtigen Gruppen“ wie Frauen, Kinder, ethnische Minderheiten, NichtRegierungsorganisationen, Gewerkschaften sowie die Privatwirtschaft beteiligt werden (BMU 1997). Dieser Anspruch wird in der Regel durch eine lediglich konsultative Partizipation – in Form von Informationsveranstaltungen – abgegolten und im Ergebnis von den diskursmächtigen Akteuren als Konsens vermittelt (Feindt 2001). In welchem Maße hier jeweils die Einzelinteressen der beteiligten Akteure des Ressourcenkonfliktes in den Vordergrund gerückt und mit den Interessen „zukünftiger Generationen“ verknüpft werden, wird durch die Konsensmaxime der Nachhaltigkeitsvision verschleiert. Es ist absurd, von gleichen Bedürfnissen innerhalb einer „Generation“ auszugehen. Bedürfnisse sind historisch und kulturell konstituiert; Machtverhältnisse, die den Zugang zu Ressourcen regulieren, werden bei dieser entworfenen Vision vernachlässigt und reproduziert. Die Menschenbilder, die mit den Interessen „heutiger“ und „zukünftiger Generationen“ verknüpft werden, konstituieren *vermeintlich* konsensual handelnde Menschen für eine technozentrisch bzw. ökologisch orientierte nachhaltige Entwicklung. Hiermit wird ein scheinbar

partizipativer Entwicklungsprozess durch die Funktionalisierung von Menschenbildern entsprechend der herrschenden Machtkonstellationen gesteuert.

Die drei vorgestellten Forschungsfelder stellen keine Themenbereiche dar, in denen Menschenbilder *explizit* im Vordergrund stehen. Es wird aber offenkundig, welche bedeutende Rolle ‚Menschenbilder‘ in so heterogenen Themenfeldern haben. Darüber hinaus zeigt sich, dass die Konstruktion von Menschenbildern und die Konstitution von Subjektpositionen niemals isoliert betrachtet werden können, sondern immer auch an die Hervorbringung von Raum-, Natur- und Gesellschaftsbildern geknüpft sind.

Um diesen Prozess der Konstruktion von Bildern beziehungsweise der Konstitution von Menschen durch eben diese Bilder besser durchdringen zu können, werden wir nun die Mechanismen und Funktionen von Repräsentationen stärker ins Zentrum rücken.

3 Bild-ung

In der Zuspitzung der in unseren Forschungsvorhaben ‚auftauchenden‘ Menschenbilder auf ihre ‚Essenzen‘ deutet sich bereits an, dass in und mit ihnen weniger Wahrheiten abgebildet als Bedeutungen und Subjektpositionen hervorgebracht werden. Darüber hinaus sagen sie oft mehr über diejenigen aus, die sie bilden (oder aussprechen) als über diejenigen, *über* die sie ‚sprechen‘.

Menschenbilder sind Vorstellungen beziehungsweise gedankliche Konstrukte, die mit Bedeutungen aufgeladen sind. In Anlehnung an repräsentationstheoretische Überlegungen, wie sie in den letzten Jahren im Umfeld der Cultural Studies formuliert worden sind (vergleiche beispielsweise Bromley et al. 1999; Engelmann 1999; Hall 1997a, 1997b; Hepp 1999; Lindner 2000; Lutter/Reisenleitner 1998), fassen wir Menschenbilder als Teil von Repräsentationssystemen und die Konstruktion von Menschenbildern als eine Form der Repräsentationspraxis.

Der Verweis auf die ‚Praxis der Repräsentation‘ beziehungsweise der Rückgriff auf repräsentationstheoretische Überlegungen ist sicherlich kein Novum mehr. Im Gegenteil, vielerorts werden Aufschwung sowie Niedergang von Repräsentationstheorien zelebriert, letzteres unter dem oft zitierten Aushängeschild der ‚Krise der Repräsentation‘. Diese wurde durch die zunehmende Anerkennung der Erkenntnisse ausgelöst, dass es keinen objektiven und universalen Blick auf die Welt geben kann, dass wir immer nur Ausschnitte wahrnehmen (und für wahr nehmen) können, und dass Repräsentationen nur

teilweise Wahrheiten abbilden (vergleiche Duncan/ Ley 1993; Haraway 1995b).

Repräsentationstheoretische Überlegungen haben bisher wenig Eingang in die deutschsprachige Geographie gefunden (Ausnahmen bilden hier Flitner 1999 sowie Neuer/ Thieme 2000), bedeutend mehr sind sie hingegen in der angloamerikanischen Fachdebatte aufgegriffen worden (vergleiche Aitken/ Zonn 1993; Crang 1995; Deutsche 1991, 1996; Driver 1995; Duncan/ Ley 1993; Jones et al. 1997; Jones/ Natter 1999; Natter/ Jones 1993; Rogoff 2000; Rose 2001; Skelton/ Valentine 1998).

Im Anschluss an die genannten Arbeiten beziehen wir uns in den folgenden Ausführungen auf eine reformulierte Praxis der Repräsentation, auf eine, die über die traditionellen Verständnisse von 'Repräsentation' als Darstellungsform oder Abbildung (mimetisch) beziehungsweise als intendierte Bedeutungszuschreibung (individuell-intentional) weit hinaus geht.

3.1 Repräsentationen – Die Mechanismen der Bedeutungsproduktion

In dieser breiten Auslegung stehen Repräsentationen nicht für einfache Abbildungen der Wirklichkeit oder für individuelle, selbst-bewusste Bedeutungszuschreibungen. Vielmehr bezeichnet Repräsentation den Prozess der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit, einen Prozess, in dem durch Sprache und andere Zeichensysteme Bedeutungen produziert werden. Unter ‚anderen Zeichensystemen‘ werden hier Bilder, Noten, Geräusche, Gestik, Mimik und so weiter verstanden; alle zusammen können unter dem Begriff ‚Text‘ subsumiert werden. Texte operieren als Repräsentationssysteme; sie alle nutzen Elemente, die für etwas stehen, das wir ausdrücken wollen, und kommunizieren Gedanken, Ideen, Konzepte oder Gefühle. Texte übermitteln also nicht nur Bedeutungen, sondern *konstruieren* sie aufgrund ihres Operationsmodus' als Repräsentationssysteme.

In bezug auf die Frage nach den Mechanismen der Bedeutungskonstruktion beziehen sich repräsentationstheoretische Ansätze überwiegend auf (Weiterführungen der) Überlegungen des Linguisten Ferdinand de Saussure, der Sprache als ein System von Zeichen konzeptionalisierte. Ein Sprachzeichen ist ihm zufolge die *Verbindung* eines Signifikats, eines Bezeichneten (Gegenstand, Person, Idee), und eines Signifikanten, dem Bezeichnenden (Laut- oder Schriftbild). Diese Verbindung beruht nicht auf einem dem Sprachzeichen innewohnenden natürlichen Zusammenhang, sondern ist bis auf den

Gebrauch gesellschaftlicher Konventionen willkürlich. Mit diesem Ansatz wird die Annahme, dass Bedeutung dem Bezeichneten originär zugrunde liegt, widerlegt. Anstelle der Auffassung von Sprache als Abbild der Realität tritt ein Verständnis, nach dem sich Realität erst durch Sprache konstituiert (vergleiche Culler 1976).

Bedeutungsproduktionen bestehen aus zwei zusammenwirkenden Prozessen: zum einen aus der Verbindung von Objekten, Personen, Ereignissen oder Praktiken (Signifikaten) mit ‚Ideen im Kopf‘ sowie mit Bezeichnungsformen (Signifikanten); zum anderen aus der Kommunikation, aus dem (im weitesten Sinne) sprachlichen Austausch von Bedeutungen und Konzepten (vgl. Hall 1997a).

Das Verhältnis zwischen den ersten drei Elementen, das heißt die Verbindungen zwischen dem Sprachzeichen (Signifikat *und* Signifikant) und den ‚Ideen im Kopf‘, wird dabei weder individuell bestimmt, noch ist es strukturell fixiert. Es handelt sich indessen um ein *arbiträres* Verhältnis. Mit dem Begriff ‚arbiträr‘ möchten wir auf eine ‚Willkürlichkeit in Maßen‘ verweisen, das heißt, uns zum einen gegen die oft beschworenen beziehungsweise kritisierten ‚frei flottierenden Zeichen‘ aussprechen, zum anderen aber das Verständnis eines originär vorgegebenen Verhältnisses zwischen Zeichen und Bedeutung ablehnen.

“Because it is arbitrary, the sign is totally subject to history and the combination at the particular moment of a given signifier and signified is a contingent result of the historical process.” (Culler 1976, S. 36)

Wenn weder Menschen noch deren Praktiken inhärente Bedeutungen besitzen, dann ist die Konstruktion von Bedeutungen Voraussetzung für Kommunikation, Interaktion und – im weiteren Sinne – Existenz. Gleichzeitig sind jedoch Kommunikation und Interaktion auch Bedingung für die Konstruktion von Bedeutungen: Texte (im Sinne von Sprache, Bildern, Gestik und so weiter) stellen nicht nur die Vertonung und Abbildung bereits existierender Bedeutungen dar, sondern werden im *Prozess der Kommunikation* konstruiert. Sie unterliegen somit keiner ursprünglichen oder eindeutigen Bestimmung. Vielmehr sind auch der/die ‚LeserIn‘ und seine/ihre ‚Interpretationen‘ Teil dieses Prozesses.

“Everything we say and mean is modified by the interaction and interplay with another person. Meaning arises through the ‘difference’ between the participants in any dialogue.” (Hall 1997b, S. 235)

Im Anschluss an die alltagspraktischen Überlegungen Michel de Certeaus sowie die frühen repräsentations- und rezeptionstheoretischen Abhandlungen Roland Barthes’ und Michel Foucaults handelt es sich beim Konsum von Texten um so genannte Aneignungspraktiken. Das heißt, die ‚LeserInnen‘ machen die Produkte zu ihrem ‚Besitz‘. Sie übernehmen das, was sie ‚lesen‘ (sehen, hören, spüren et cetera) nicht passiv in einen vorgegebenen Erfahrungsrahmen, sondern machen etwas mit dem ‚Gelesenen‘ (Bild, Sprache, Musik et cetera), sie fabrizieren oder frisieren es um (vergleiche Barthes 1977; de Certeau 1988; Foucault 1988).

‚LeserInnen‘ sind somit keine Marionetten oder „Bauchrednerpuppen“ (Johnson 1999). Vielmehr ist ‚Lesen‘ durch Interpretations- und in einem gewissen Rahmen auch Umgestaltungsprozesse immer eine produktive und kreative Tätigkeit, so dass ‚gelesene Texte‘ niemals direkt von ‚produzierten Texten‘ abgeleitet werden sollten.

Zusammenfassend beinhaltet die ‚Praxis der Repräsentation‘ folgende Prämissen und Prozesse: Texte (im Sinne von Bildern, Sprache, ...) haben keine inhärenten, objektiven Bedeutungen, sondern sind nur durch bestimmte ‚Lesarten‘ zugänglich. Lesarten wiederum sind Interpretationen eines spezifischen Textes. Sie konstituieren sich aus (unterschiedlichen) Rezeptionskontexten beziehungsweise soziokulturellen Zusammenhängen. Demnach haben Texte keine ein-deutige Be-Deutung, sondern sind mehrdeutig, polysemantisch. Der Prozess der Bedeutungszuschreibung als Repräsentation setzt sich daher aus dem Gebrauch von Texten, aus der Bewertung und Klassifizierung durch Sprechende und Hörende, Malende und Betrachtende, Schreibende und Lesende zusammen.

Die so produzierten Bedeutungen organisieren und regulieren gesellschaftliche Praktiken. In Form der Strukturierung von Wahrnehmungen, Werten und Normen haben sie direkte Auswirkungen auf die gesellschaftliche Ordnung.

3.2 Die Effekte von Bedeutungszuschreibungen auf Identitäts- und Wissenskonstruktionen

Auch hinsichtlich der Effekte von Bedeutungszuschreibungen beziehen sich repräsentationstheoretische Ansätze auf die Zeichentheorie de Saussures, allerdings mit einer deutlichen Akzentuierung der *gesellschaftlichen Auswirkungen*. Thematisiert werden insbesondere die Konstituierung von Subjekten und die Produktion von Wissen.

Am bekanntesten und wohl auch ausgefeiltesten in diesem Themenfeld ist der genealogische Ansatz von Michel Foucault. An die Stelle von Sprache als Repräsentationssystem setzte er Diskurse, und zwar Diskurse im Sinne eines relationalen Verhältnisses von Sprache und Praxis. Die Foucaultsche Diskurstheorie beschäftigt sich mit Repräsentationen als Ort und Quelle der Wissensproduktion. Seine Untersuchungen hatten die Normalisierung und Legalisierung von bestimmten Bedeutungen als Wahrheit zum Gegenstand. Wissen ist in diesem Verständnis keine Widerspiegelung von Wahrheit, sondern eine produktive und konstituierende Kraft; Bedeutungskonstruktionen sind demnach Formen der Ausübung von Macht (vergleiche Foucault 1981, 1991).

Diskurse sind ‚Bedeutungsnetze sprachlicher Äußerungen‘, und diskursive Formationen sind die Gesamtheit von Ereignissen, die sich auf dasselbe Objekt beziehen. In diesem Zusammenhang wird das Konzept des Subjekts beziehungsweise der Prozess der Subjektivierung zentral, da ihm mit einer repräsentationstheoretischen Auffassung eine neue ‚Position‘ zugewiesen wird. An die Stelle der Vorstellung vom rational handelnden Vernunftssubjekt tritt die Annahme, dass das Subjekt selbst Teil der diskursiven Formation und damit gesellschaftlich konstruiert ist. Stuart Hall umschreibt dies mit Referenz auf Foucault folgendermaßen:

“But the discourse also produces *a place for the subject* (i.e. the reader or viewer, who is also ‘subjected to’ discourse) from which its particular knowledge and meaning most makes sense. It is not inevitable that all individuals in a particular period will become the subjects of a particular discourse in this sense, and thus the bearers of its power/ knowledge. But for them – us – to do so, they – we – must locate themselves/ourselves in the *position* from which the discourse makes most sense, and thus become its ‘subjects’ by ‘subjecting’ ourselves to its meanings, power and regulation. All discourses, then,

construct subject-positions, from which alone they make sense.” (Hall 1997a, S. 56; eigene Hervorhebungen)

Unter Rückgriff auf uns ‚zur Verfügung stehende‘ Klassifikationsschemata (Persönlichkeits-,merkmale‘, gesellschaftliche Rollen et cetera) machen wir uns ein Bild von uns, von anderen Menschen, von der Welt und von den Verhältnissen zwischen diesen. In diesem Sinne sind Subjekt- (Fremd- und Selbst-) Positionierungen und die Ausbildung von ‚Identität‘ stets relational, vielfältig und niemals abgeschlossen. Sie sind

“*necessary constructions or necessary fictions* [...]. We need them to operate in the world, to locate ourselves in relation to others and to organize a sense of who we are.” (Nixon 1997, S. 301; Hervorhebung im Original)

Aufgrund ihrer Diskursivität und ihrer Einbindung in Macht/Wissen-Komplexe sind Selbst- und Fremdbilder und die Ausbildung beziehungsweise Zuweisung von Identität(en) aber auch hierarchisiert und verlaufen nicht selten homogenisierend und essentialisierend. Dies offenbart sich in einer – zumindest auf den zweiten Blick – sehr offen-sichtlichen Form in stereotypisierten Menschenbildern – sei es in Form des Tulpenliebhabenden, der Ozonloch-stopfenden oder in Form des Bahnhofverschmutzenden.

Stereotypisierte Menschenbilder sind feststehende Vorstellungen über einzelne Personen und gesellschaftliche Gruppen sowie deren Eigenschaften. Stereotype sind vereinfachte und vereinfachende, meist negative Bilder über Personen(gruppen), die durch persönliche Erfahrungen nur sehr schwer zu modifizieren sind. Sie äußern sich als dauerhafte Vorstrukturierung der Wahrnehmung und somit als anhaltende Meinung gegenüber anderen Gesellschaftsgruppen als der eigenen. Stereotype spiegeln nicht notwendigerweise tief verwurzelte Vorurteile wider. Vielmehr sind sie eher implizit vorhanden, entstehen durch die kritiklose Übernahme von Werturteilen und basieren auf der Überhöhung und Aufwertung der eigenen Eigenschaften und gleichzeitigen Abwertung derjenigen der Anderen. *Typisierungen*, allgemeine Klassifikationsschemata und Charakterisierungen, sind Voraussetzung für die Produktion und Interpretation von Bedeutungen. Stereotypierungen hingegen (be-)nutzen diese Charakteristika, indem sie eine Person auf sie reduzieren, Differenzen essentialisieren und somit Unterscheidungen in ‚normal‘ und ‚abweichend‘ fixieren. Doch auch Stereotypisierungen sind – wie jede andere Form der Repräsentation – zirkulär (vergleiche Hall 1997b).

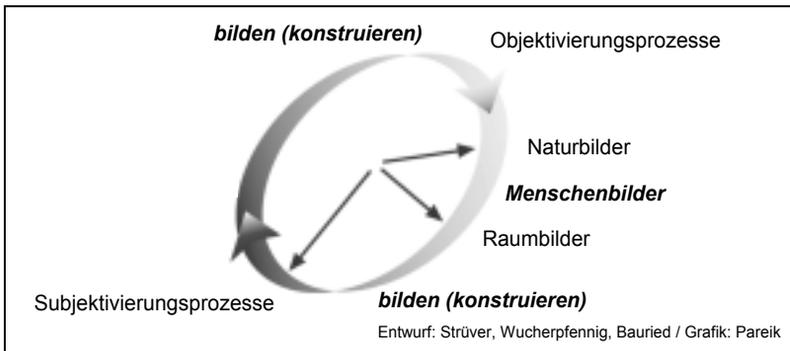


Abb. 5: Konstruktion von Menschenbildern und Konstituierung von Menschen als zirkulärer Prozess

Anhand dieses zirkulären Mechanismus' der (Re)Produktion von Stereotypen beziehungsweise stereotypisierten wie stereotypisierenden Menschenbildern lässt sich zu unserem Kreislauf zurückkommen (sh. Abb. 5). Der Prozess „Menschenbilder bilden Menschen bilden Menschenbilder“ ist dynamisch, un abgeschlossen und unvollendbar. Für wissenschaftliche Analysen bedeutet dies (neben der Anerkennung dieser ‚Tatsache‘), dass an den unterschiedlichen ‚Stationen‘ oder ‚Rastplätzen‘ angehalten beziehungsweise losgefahren werden kann, aber auch, dass jede Station in den nachfolgenden wieder in Erscheinung tritt und dass der Kreislauf einmal ganz durchlaufen werden muss, bevor ein Forschungsprojekt abgeschlossen ist. In der Alltagspraxis stellt dieser Kreislauf hingegen einen gesellschaftlichen ‚Raum‘ dar, in dem Bedeutungen durch die Interaktionen von ‚Sprechenden‘ und ‚Hörenden‘, durch die (Re-)Produktion von Texten, durch die Praxis der Repräsentation unaufhörlich, vieldimensional und vieldirektional verhandelt werden.

4 Vor-Bilder

Aus unseren Überlegungen und Erläuterungen zur ‚Praxis der Repräsentation‘ drängt sich unweigerlich die Frage nach den Folgerungen beziehungsweise Konsequenzen für die wissenschaftliche Praxis auf. Wie gehen wir, wenn wir wissenschaftlich arbeiten, mit Menschenbildern um – mit solchen, die in unseren Forschungsfeldern relevant sind, aber auch mit Menschenbildern, die Forschungsprozessen zugrunde liegen?

Zum einen lässt sich zunächst ableiten, dass es für wissenschaftliches Arbeiten erforderlich ist, auf Menschenbilder zu ‚achten‘, das heißt, sie im jeweiligen Forschungsfeld aufzuspüren und in den Forschungsprozess beziehungsweise in die Generierung von Wissen mit einzubeziehen. Wenn Menschenbilder keine natürlich zugrundeliegenden, objektiven Gegebenheiten abbilden, sondern diskursiv hervorgebracht sind und wiederum Bedeutungen (re-)produzieren, verweisen sie auf gesellschaftliche Machtverhältnisse wie auch auf Miss-Verhältnisse, beispielsweise auf Differenzen zwischen Selbst- und Fremdbildern, wie sie sich in den oben genannten Forschungsfeldern gezeigt haben. Insofern birgt eine achtsame Reflexion von Menschenbildern Potentiale für den Erkenntnisgewinn und für eine (gesellschafts-)kritische Wissenschaft in sich.

Darüber hinaus darf aber nicht vergessen werden, dass Wissenschaft selbst ein produktiver Prozess ist, in dem Bedeutungen hervorgebracht werden. Wissenschaften sind interaktive Konstruktionen; sie können als spezifische Form des Erzählens betrachtet werden, als bedeutungs- und wirklichkeits-erzeugende Praktiken. Wissensproduktion und -aneignung sind dabei durch die Machtverhältnisse der beteiligten Akteure bestimmt.

„Wissenschaften bestehen aus komplexen, historisch spezifischen geschichtenerzählenden Praktiken. Fakten sind beladen mit Theorie, Theorien mit Werten und Werte mit Geschichten“ (Haraway 1986, S. 79; eigene Übersetzung).

Wissen ist ein Produkt einer bestimmten diskursiven Formation, und zugleich ist es eine Aktivität; Wissen *macht* etwas, es produziert. Ein bestimmtes (Vor-)Wissen und erforderliche Vorannahmen bilden einen der ‚Ausgangspunkte‘ jeglicher Wissensproduktion. Über erkenntnis- und gesellschaftstheoretische Zugänge, aber auch über nicht hinterfragte Alltagstheorien fließen das (Vor-)Wissen, die Vorannahmen und damit auch immer bestimmte Menschenbilder in den Forschungs- und Erkenntnisprozess mit ein – und ‚machen‘ etwas mit ihm. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es macht einen großen Unterschied, ob Menschen beispielsweise als zweckrational und zielgerichtet handelnde Akteure oder in einem alltagspraktischen Sinne als vergesellschaftete Subjekte mit ihren individuellen Wahrnehmungen und Praxisbezügen verstanden werden. So lässt sich am Beispiel des Nachhaltigkeitsdiskurses erkennen, wie KlimaforscherInnen durch die ‚Entdeckung‘ und ‚Benennung‘ des Ozonlochs den Weg für eine Ausrichtung der Debatte auf globale Umweltveränderungen bestimmt haben. Entsprechend hat nun

jeder Mensch als weltbewusst Handelnder Anteil zu haben an diesem Prozess. Und das, ohne dieses Naturphänomen in seiner Alltagserfahrung überhaupt wahrnehmen zu können.

Diese ontologischen und im weiteren Sinne auch epistemologischen Prämissen haben einen großen Einfluss auf die Forschungsperspektive, insbesondere darauf, wer von wem als Forschungs-, ‚Objekt‘ in den Forschungsprozess mit einbezogen wird und wem in welcher Form Relevanz zugeschrieben wird. Schließlich beeinflussen diese Prämissen das Verhältnis zwischen ‚Forschungssubjekt‘ und ‚-objekt‘ und nicht zuletzt das, was als Wissen und als Wahrheit anerkannt wird.

Hier treten der – vielfach erörterte – Zusammenhang von Macht- und Wissensformen sowie die eigene Verstrickung von WissenschaftlerInnen in die (Re-)Produktion von Machtverhältnissen zutage (siehe beispielsweise Foucault 1977, 1981). Da Wissenschaft betreiben immer auch bedeutet, Teil von Repräsentationsprozessen zu sein, ist es entscheidend, auch das eigene wissenschaftliche Arbeiten im Rahmen von Machtverhältnissen zu betrachten. Vor diesem Hintergrund erscheinen ein (radikaler) Kontextualismus wie auch ein hoher Grad an Reflexivität unabdingbar (wie es auch erklärter Anspruch repräsentationstheoretischer Ansätze ist; vergleiche Hepp 1999; Johnson 1999; Lutter/Reisenleitner 1998; Rose 2001). Grundlegende Anstöße hierfür liefert vor allem die Kritik an traditionellen erkenntnistheoretischen Überlegungen, wie sie unter anderem von feministischen Wissenschaftstheoretikerinnen formuliert worden ist. Vereint ist diese Kritik in der Analyse der westlichen Konzeptionen von Wissen, Wahrheit und Objektivität sowie in der Entwicklung von alternativen Paradigmen, wie beispielsweise dem der Situiertheit von Harding (1994) und Haraway (1995b).

Die Philosophin Sandra Harding beschäftigt sich in ihren erkenntnistheoretischen Arbeiten mit vermeintlicher Objektivität. In diesem Rahmen führt sie den Begriff des „Objektivismus“ ein, worunter sie die konventionelle *Vorstellung* von ‚Objektivität‘ als „wertfrei, unvoreingenommen und leidenschaftslos“ versteht (Harding 1994, S. 155). Dieser Objektivismus basiert Harding zufolge auf einer Ignoranz der historischen und gesellschaftlichen Verortung von WissenschaftlerInnen und wissenschaftlichen Institutionen. Eine derartige Ignoranz führt zur Produktion von Aussagen, die unhinterfragt als objektiv gültig betrachtet werden. Diese „schwache Objektivität“ erlaubt es WissenschaftlerInnen, sich weder für die Entstehungskontexte und Auswirkungen ihrer wissenschaftlichen Arbeiten zu interessieren, noch zugrun-

deliegende Werte und Normenmuster zu reflektieren. Dem Objektivismus und der ihm inhärenten „schwachen Objektivität“ setzt Harding – als ein in Teilen einzulösendes Ideal – das Konzept der „strengen Objektivität“ gegenüber, mit dem eine „strenge Reflexivität“ einhergeht (vergleiche Harding 1994, S. 164ff.). Eine strenge Objektivität beinhaltet die Forderung, alle Annahmen, die der Wissensproduktion zugrunde liegen, zu identifizieren und kritisch zu überprüfen. Es gelte also, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Ordnungen, die die (eigenen) wissenschaftlichen Praktiken prägen, zu reflektieren und sie analysierend in den Forschungsprozess zu integrieren.

Auch Donna Haraway betont in ihren Arbeiten, unter anderem in Anlehnung an Michel Foucault, dass Wissen(schaft), Wahrheit und Interpretation nicht von Macht(verhältnissen) zu trennen sind (Haraway 1995b). Den Ausgangspunkt von Foucaults Untersuchungen des Wissens bildete Macht, da der Wille zum Wissen ein Wille zur Macht ist (Foucault 1977). Wissen und Wissenschaften werden nicht um ihrer selbst willen angestrebt, sondern dienen der Durchsetzung, Erhaltung oder Auflösung von Herrschaftsverhältnissen. Die Analyse von Wissen(schaft) muß somit im Kontext der gesellschaftlichen Machtverhältnisse geschehen, zum Beispiel der Macht, Wissen als ‚wahr‘ zu klassifizieren und als solches zu verbreiten. Im Zentrum von Foucaults Analysen steht die kritische Untersuchung von institutionellen Wissenschafts-Diskursen und sozialen Machtverhältnissen. Diskurse entstehen in je spezifischen historischen und kulturellen Kontexten und werden durch diskursive Praktiken (re-)produziert, die wiederum ‚objektives Wissen‘, so genannte ‚universelle‘ Bedeutungen von Wahrheit, Normalität und Moral sowie Subjekte konstituieren.

Haraway möchte eben diese universalisierenden Wahrheitsansprüche der Wissenschaft sowie die dadurch erzeugten Bedeutungen dekonstruieren. Aufgrund der ‚hoffnungslosen Illusion einer objektiven Vision‘ setzt sie sich mit dem „god’s trick“ auseinander, dem Mythos eines objektiven (wissenschaftlichen) Blickes. Diesem nachhaltig wirksamen Trick stellt sie ihr Konzept des „situiereten Wissens“ als eine Form der verkörperten Objektivität gegenüber. An die Stelle der herkömmlichen Auffassung von Objektivität als distanziertere, transzendente und totalisierende ‚Wahrheit‘ setzt sie die partielle Perspektive als lokalisierbare und verkörperte Wissensform, als (wissenschaftliche) „Sichtweisen, die einen Ort haben“ (Haraway 1995b, S. 80ff.). Haraway argumentiert für Politiken und Epistemologien der Positionierung.

„bei denen Partialität und nicht Universalität die Bedingung dafür ist, rationale Ansprüche auf Wissen vernehmbar anzumelden. Dies sind Ansprüche auf Aussagen über das Leben von Menschen: entweder die Sicht von einem Körper aus, der immer ein komplexer, widersprüchlicher, strukturierender und strukturierter Körper ist, oder der einfache und einfältige Blick von oben, von nirgendwo. Nur der göttliche Trick ist verboten.“ (Haraway 1995b, S. 89)

Ziel ist dabei nicht ein hoffnungsloser Relativismus, sondern unzählige partikulare, spezifisch situierte und verantwortungsbewußte Blicke, welche „leidenschaftlicher Konstruktion und verwobenen Verbindungen“ den Vorrang geben (ebenda, S. 85).

Wissen als diskursives Konstrukt ist zwangsläufig selektiv. Es bezieht sich auf bestimmte Bereiche (gesellschaftlichen Lebens, naturwissenschaftlicher Beobachtungen und so weiter) und schließt dadurch andere Bereiche, aber auch andere Blickrichtungen und *Formen* der Wissensproduktion und -konsumption, aus. Somit kann Wissen niemals wertfrei sein, sondern dient bestimmten Interessen. Diese Interessen werden über einen Wirklichkeits-, Objektivitäts- und Wahrheitsanspruch manifestiert und verkörpern weniger Wissen oder Wahrheit, denn Macht.

5 Ab-Bild

Als ‚Entwürfe‘ von sich selbst und anderen begleiten uns Menschenbilder ganz selbst-verständlich im gesellschaftlichen wie im wissenschaftlichen Alltag – allerdings wird ihr Stellenwert in beiden Bereichen allzu oft vernachlässigt. Denn wie uns Herr K. und Donna Haraway bereits zu Beginn dieses Beitrags aufgezeigt haben, können Menschenbilder den Blick auf „eine abwesende, aber vielleicht mögliche andere Gegenwart“ verstellen.

Aus diesem Grunde haben wir uns auf eine Exkursion in die Praxis der Repräsentation begeben. Anhand dreier Forschungsfelder haben wir ausschnitthaft die Bandbreite von Menschenbildern hervorgehoben, sind ihren Bedeutungen über ihre Konstruktions- und Funktionsprinzipien nachgegangen und haben Menschenbilder als Teil einer diskursiven Praxis offengelegt.

Im Rahmen der Praxis der Repräsentation werden über zur Verfügung stehende Deutungsmuster Betrachtete, Betrachtende und der Prozess der Betrachtung erzeugt. Repräsentationen sind also mehr als ein Spiegelbild gesellschaftlicher Realitäten. Sie stellen vielmehr eine Art ‚Spiegelhalter‘ für

die Konstruktion von Wirklichkeit dar. Sie liefern einen Rahmen, in dem vermeintliche Wesenseigenschaften verankert werden (können), und lenken Positionen, aus denen heraus Menschen und Ereignisse betrachtet und bewertet werden (können).

Menschenbilder können nicht authentisch sein. Sie sind weder wahr noch falsch. Dementsprechend geht es uns nicht um eine Gegenüberstellung von Realität und Fiktion beziehungsweise Repräsentation, sondern um ein Verständnis von Realität *als* Repräsentation. Das heißt auch, dass Menschenbilder weder grundsätzlich gut noch schlecht oder ‚böse‘ sind. Allerdings ist der Prozess der ‚Menschen(bilder)bildung‘ von Machtverhältnissen durchdrungen. Menschenbilder werden durch Fremd- und Eigenwahrnehmung kommuniziert, dadurch werden entsprechende Subjektpositionierungen formuliert und reformuliert.

Wie sich gezeigt hat, ist es (nahezu) unmöglich, diesen Produktionskreislauf aufzubrechen oder gar aus ihm auszubrechen. Dennoch sind wir sowohl als WissenschaftlerInnen als auch als vergesellschaftete Subjekte nicht dem Schicksal einer (passiven) Verführung durch Menschenbilder ausgesetzt. Vielmehr können wir über sie aufgrund ihres polysemantischen Charakters und der in Aneignungspraktiken erzeugten Bedeutungsvielfalt (bis zu einem gewissen Grad) verantwortungs-bewusst verfügen.

Aus diesen Überlegungen folgt auch, dass die Beachtung von Menschenbildern in verschiedensten Forschungsfeldern wie auch im Verlauf der Wissensgenerierung Zugänge zu gesellschaftskritischen Machtanalysen eröffnet. Die Nichtbeachtung oder Verachtung der Bedeutsamkeit von Menschenbildern impliziert dagegen einen „Willen zum Nichtwissen“ (Foucault 1977): Sie birgt die Gefahr in sich, der Verführung eingängiger Erklärungsmuster und Komplexitätsreduktionen zu erliegen. Das ‚Spiegelbild‘ wird zur eigentlichen Realität erhoben, und dessen Verzerrungen, Umkämpftheiten und Veränderbarkeiten werden außer Acht gelassen.

Danksagung

Die Autorinnen bedanken sich bei Katharina Fleischmann für ihre konstruktive Dekonstruktion einer früheren Version dieses Beitrages und bei Ulrike Spiegelhalter für die Bereitstellung von 'Raum' zum Nachdenken über das Ab-Bild.

Literatur

- AITKEN, Stuart, Leo ZONN (eds.) (1993): *Place, Power, Situation and Spectacle. A Geography of Film*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- BARTHES, Roland (1977): *Image, Music, Text*. New York: Hill and Wang.
- BAUSINGER, Hermann (2000): *Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?* München: Beck.
- BDA, BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN, DEUTSCHE BAHN AG, DEUTSCHER STÄDTETAG (1998): *Zukunft der Personenbahnhöfe. Gemeinsame Erklärung von BDA, DB AG und DST*. In: *Deutscher Städtetag (1999): Die Städte und die Bahn. Bahnhöfe und Bahnliegenschaften*. Köln: DST, S. 9-15.
- BDA, BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN, DEUTSCHE BAHN AG, FÖRDERVEREIN DEUTSCHES ARCHITEKTUR ZENTRUM (Hrsg.) (1997): *Renaissance der Bahnhöfe. Die Stadt im 21. Jahrhundert*. 2. Auflage, Berlin: Vieweg.
- BEELEN, Hans (2001): *Stereotypen, Traditionen, Begegnungen und Spiegelungen: das Niederlande-Bild der Deutschen*. In: *Moldenhauer, Gebhard, Jan Vis (Hrsg.): Die Niederlande und Deutschland. Einander kennen und verstehen*. Münster: Waxmann, S. 263-270.
- BILD AM SONNTAG vom 14.10.01: *Bahnchef Mehdorn: Obdachlose raus aus den Bahnhöfen! Von Stefan Ernst und Hans-Wilhelm Saure*.
- BRECHT, Bertolt (1971): *Geschichten vom Herrn Keuner*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- BROMLEY, Roger, Udo GÖTTLICH, Carsten WINTER (Hrsg.) (1999): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg: zu Klampen.
- BUND, MISEREOR (Hrsg.) (1996): *Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung*. Basel: Birkhäuser.
- BMU, BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, NATURSCHUTZ UND REAKTORSICHERHEIT (1997): *Umweltpolitik. Agenda 21*. Bonn: BMU.
- CERTEAU, Michel de (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- CRANG, Mike (1997): *Picturing practices: Research through the tourist gaze*. In: *Progress in Human Geography 21*, S. 359-374.
- CULLER, Jonathan (1976): *Saussure*. London: Fontana.

- DB AG, DEUTSCHE BAHN AG, Geschäftsbereich Personenbahnhöfe (1996): Die Marke Bahnhof. Frankfurt/Main: DB AG.
- DB AG, DEUTSCHE BAHN AG, Geschäftsbereich Personenbahnhöfe (1997): Der Bahnhof für den Menschen. Frankfurt/Main: DB AG.
- DEUTSCHE, Rosalyn (1991): Boys town. In: *Society and Space* 9, S. 5-30.
- DEUTSCHE, Rosalyn (1996): *Evictions. Art and Spatial Politics.* Cambridge/MA: MIT Press.
- DRIVER, Felix (1995): Visualizing geography: A journey to the heart of the discipline. In: *Progress in Human Geography* 19, S. 123-134.
- DUNCAN, James, David LEY (eds.) (1993): *Place/Culture/Representation.* London, New York: Routledge.
- DÜRR, Heinz (1997): Bahn frei für eine neue Stadt. In: BDA et al. (1997), a.a.O., S. 13-15.
- ENGELMANN, Jan (1999): Die kleinen Unterschiede. *Der Cultural Studies Reader.* Frankfurt/Main: Campus.
- FEINDT, Peter Henning (2001): Neue Formen der politischen Beteiligung. In: KLEIN, Ansgar, Ruud Koopmans, Heiko Geiling (Hrsg.): *Politische Partizipation und Protestmobilisierung im Zeitalter der Globalisierung.* Opladen: Leske + Budrich.
- FLITNER, Michael (1999): Im Bilderwald. Politische Ökologie und die Ordnung des Blickes. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 43, S. 169-183.
- FOUCAULT, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- FOUCAULT, Michel (1981): *Archäologie des Wissens.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- FOUCAULT, Michel (1988): *Schriften zur Literatur.* Frankfurt/Main: Fischer.
- FOUCAULT, Michel (1991): *Die Ordnung des Diskurses.* Frankfurt/Main: Fischer.
- GERKAN, Meinhard von (1997): Renaissance der Bahnhöfe als Nukleus des Städtebaus. In: BDA et al. (1997), a.a.O., S. 17-63.
- GIBBS, David (2000): Ecological modernisation, regional economic development and regional development agencies. In: *Geoforum* 31, S. 9-19.

- GUHDE, Edgar (1984): *Natur und Gesellschaft. Einführung in ökologisches Denken und Handeln*. Essen: Verlag die blaue Eule.
- HALL, Stuart (1997a): *The Work of Representation*. In: Ders. (ed.): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. London: Sage, S. 13-74.
- HALL, Stuart (1997b): *The Spectacle of the 'Other'*. In: *Representation: Ders. (ed.): Cultural Representations and Signifying Practices*. London: Sage, S. 223-290.
- HARAWAY, Donna (1986): *Primatology is politics by other means*. In: BLEIER, Ruth (ed.): *Feminist Approaches to Science*. New York: Pergamon Press, S. 77-119.
- HARAWAY, Donna (1995a): *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*. Hamburg: Argument.
- HARAWAY, Donna (1995b): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main: Campus.
- HARDING, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens*. Frankfurt/Main: Campus.
- HAUFF, Volker (Hrsg.) (1987): *Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtlandbericht der Weltkommission Umwelt und Entwicklung*. Greven: Eggenkamp.
- HEPP, Andreas (1999): *Cultural Studies und Medienanalyse*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- HOUTUM, Henk van, Anke STRÜVER (2002): *Borders, Strangers, Doors and Bridges*. *Space & Polity* 6 (i.E.).
- HUBER, Markus, Robert TREICHLER (2001): *Keiner ist so toll wie wir*. Wien: Ueberreuter.
- JOHNSON, Richard (1999): *Was sind eigentlich Cultural Studies?* In: BROMLEY, Roger et al., a.a.O., S. 139-185.
- JONES III, John Paul, Wolfgang NATTER (1999): *Space 'and' Representation*. In: Buttimer, Anne, Stanley D. Brunn, Ute Wardenga (eds.): *Text and Image. Social Construction of Regional Knowledges*. In: *Beiträge zur Regionalen Geographie* 49, S. 239-247.
- JONES III, John Paul, Heidi NAST, Susan ROBERTS (eds.) (1997): *Thresholds in Feminist Geography*. Lanham: Rowman & Littlefield.

- LADEMACHER, Horst (1990): Zwei ungleiche Nachbarn. Wege und Wandlungen der deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- LINDNER, Rolf (2000): Die Stunde der Cultural Studies. Wien: WUV.
- LINTHOUT, Dik (2000): Onbekende Buren. Amsterdam: Atlas.
- LOO, Tessa de (1997): Die Zwillinge. München: Bertelsmann.
- LUTTER, Christina, Markus REISENLEITNER (1998): Cultural Studies: Eine Einführung. Wien: Turia und Kant.
- MEADOWS, Donna H., Dennis L. MEADOWS, Joergen RANDERS (1972): The Limits to Growth. New York: Signet Books.
- MÜLLER, Bernd (1995): Stille Tage im Klischee. Sinn, Unsinn und Entwicklung niederländischer Deutschlandbilder. In: Müller, Bernd, Friso Wielenga (Hrsg.): Kannitverstan? Deutschlandbilder aus den Niederlanden. Münster: Agenda, S. 15-29.
- NATTER, Wolfgang, John Paul JONES III (1993): Pets or meat: Class, ideology, and space in Roger & Me. In: Antipode 25, S. 140-158.
- NEUER, Birgit, Günter THIEME (2000): Fremde Verwandte – Deutschlandbilder in den USA. In: Geographische Rundschau 52, S. 30-34.
- NOOTEBOOM, Cees (1993): Wie wird man Europäer? Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- PIEL, Alexandra (2000): Skurril, boomend, traditionsbewusst und sparsam. Das Nachbarland Niederlande im Spiegel der deutschen Presse. Düsseldorf: NED.WORK.
- ROGOFF, Irit (2000): Terra Infirma. Geography's Visual Culture. London: Routledge.
- ROSE, Gillian (2001): Visual Methodologies. London: Sage.
- SACHS, Wolfgang (2000): Wie zukunftsfähig ist Globalisierung? Wuppertal-Papers, Nr. 99.
- SKELTON, Tracey, Gill VALENTINE (eds.) (1998): Cool Places. Geographies of Youth Cultures. London: Routledge.
- STEGUWEIT, Christian (1997): Die neue Bahn – eine komplexe Gestaltungsaufgabe. In: BDA et al. (1997), a.a.O., S. 303-311.

- STRÜVER, Anke (2001): Transnationale Arbeitsmärkte in der deutsch-niederländischen Grenzregion? Hemmnisse der grenzüberschreitenden Integration. In: Hamm, Rüdiger, Martin Wenke (Hrsg.): Europäische Grenzregionen: Brückenköpfe für die Integration regionaler Arbeitsmärkte? Aachen: Shaker, S. 143-163.
- VELDE, Martin van der (2000): Shopping, Space, and Borders. In: Van der Velde, Martin, Henk van Houtum (eds): Borders, Regions, and People. London: Pion, S. 166-181.
- WEIZSÄCKER, Ernst Ulrich von (1996): Lokale Agenda in Hamburg. In: Germanwatch/ Regionalgruppe Hamburg: Lokal handeln – global denken: Zukunftsfähige City. Hamburg: Konkret Literaturverlag, S. 7-16.
- WIELENGA, Friso (2000): Vom Feind zum Partner. Die Niederlande und Deutschland seit 1945. Münster: Agenda.

Infektionen der Atemwege: Jetzt gibt's eine natürliche Gegen-Bewegung.



Infektionen ereignen immer häufiger nach einem Mittel, das zuverlässig hilft, aber den Körper nicht unartig belastet. Deshalb verlassen sich immer mehr Ärzte auf die natürliche Lösung: Zunächst einmal Gurgeln oder Inhalieren mit Kamillosan®. Das wirkt direkt am Ort der Infek-



tion und schon den Ovarismus. Übrigens, Kamillosan® wird aus der Digma® hergestellt, der einzigen Kamillen-Zuchtart mit gleichem Gehalt an den therapeutisch wichtigen Inhaltsstoffen Chamazulen, Bisabolol und Flavonoiden.

Kamillosan® Die natürliche Lösung.

4224 Pharna Halbesandstraße, Frankfurt am Main. Kamillosan® **Mundspüler**
Zusammensetzung: 1 ml Kamillosan® Mundspüler (= ca. 20 Tropfen) enthält 2500 mg ätherisches Kamillenöl (aus 100 mg ätherisches Öl und 2400 mg Camphoraceen), 0,5 mg Pflanzenzugabe, 0,5 mg Salicylat, 1 mg Arnica, 5 mg Levandol (= Eugenol), 1-methoxybenzyl, 1 mg Mentholalkohol, 20 mg Bienenwachs. **Anwendungsgebiete:** Bei unkomplizierten Entzündungen der Mundhöhle und des Rachens, Farnisitis, akuter Zahnlückenentzündung, Beschwerden nach Zahnextraktion und beim Zahnschmerz. Schmerzlinderung durch Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Entzündungen der Bronchien, Akute Sinusitis, Halsschmerzen, Mandel- und Nasennebenhöhlen. **Packung und Preis:** 100 ml 12,80/- 300 ml 18,80/- Kamillosan® Mundspüler enthält, 20 Tropfen, 1000 Tropfen 1980.

4224 Pharna Halbesandstraße, Frankfurt am Main. Kamillosan® **Augentropfen**
Zusammensetzung: 1 ml Kamillosan® Augentropfen enthält 2 mg ätherisches Kamillenöl (aus 200 mg ätherisches Öl und 1800 mg Camphoraceen), 0,5 mg Pflanzenzugabe, 0,5 mg Salicylat, 1 mg Arnica, 5 mg Levandol (= Eugenol), 1-methoxybenzyl, 1 mg Mentholalkohol, 20 mg Bienenwachs. **Anwendungsgebiete:** Bei unkomplizierten Entzündungen der Augenschleimhäute und bei allergischen Reaktionen auf Staubpartikel, Schweiß, Seife, Kosmetika, Pollen, etc. **Packung und Preis:** 10 ml 1,80/- 30 ml 4,80/- 100 ml 12,80/- Kamillosan® Augentropfen enthält, 20 Tropfen, 1000 Tropfen 1980.



Menschen-Bild
(Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Frank Schröder

Christaller und später – Menschenbilder in der geographischen Handelsforschung

1 Geographien des Konsums?

Das Interesse an Fragen des Konsums hat in allen Sozialwissenschaften in den letzten 10-15 Jahren geradezu explosionsartig zugenommen. Im anglo-amerikanischen Raum war die Geographie fast von Beginn an Teil dieser Bewegung und hat eine enorme Vielzahl und Vielfalt an einschlägigen theoretischen und empirischen Arbeiten produziert (gute Überblicke bei: Crewe 2000 u. 2001). Der Begriff des Konsums ist dabei immer weiter ausgeweitet worden; ebenso wie der Umfang der für untersuchenswert gehaltenen Phänomene und der nützlich erscheinenden Theorien. Es sind auf diese Weise – zum Teil in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Soziologen, Anthropologen und Historikern – allerlei neue „geographies of consumption“ entstanden, an deren Verschriftung sich manche Berühmtheiten des Faches beteiligt haben und die als wichtiges, ja vereinzelt als *das* zentrale Element (vgl. Crang 1997) des cultural-turn-Projektes in der Geographie gesehen werden.

Eine ausgeprägte (und wahrhaft überfällige) Bedeutungs- und Popularitätshausse also für den Konsum und den Konsumenten, der jahrzehntelang nur eine Bretterbude in einem übel beleumundeten Viertel des Faches bewohnte, wohin selten Besuch kam. Betreut wurde er dort von der „retail geography“, der „Einzelhandelsgeographie“ also, die sich, so wird gesagt, „relativ theorieles“ (Jackson/Thrift 1995, S. 205; Übersetzung: F.S.) bzw. „beklagenswert theorieschwach“ (Crewe 2000, S. 275; Übersetzung: F.S.) im „weitgehend deskriptiven und allzu oft simplifizierenden Kartieren von Einzelhandelsstandorten (...) erschöpfte“ (Crewe 2000, S. 275; Übersetzung F. S.).

In den deutschsprachigen Ländern hat sich die Geographie (noch) nicht annähernd so entschlossen und enthusiastisch dem Thema Konsum zugewandt wie in den englischsprachigen. Die Wirtschaftsgeographie definiert sich in

ihrem Mainstream (unausgesprochen) immer noch gerade dadurch als „richtige“ Wirtschaftsgeographie, dass sie sich nicht mit dem „unproduktiven“ Münzgeld der Konsumenten (wie die belächelte Einzelhandelsgeographie), sondern mit den „produktiven“ Banknoten der Produzenten beschäftigt. Und die traditionelle Kulturgeographie tut sich anscheinend schwer überhaupt Spuren von „Kultur“ im ungeliebten „Kommerz“ zu erblicken, wo doch gerade diese beiden Dinge lange als Inbegriff eines Gegensatzes galten.

Von einer Verschmelzung der kulturellen und der ökonomischen Analyse, die man gerade in Fragen des Konsum jenseits des Ärmelkanals für notwendig hält und mit einigem Erfolg praktiziert (vgl. z. B. Jackson 2002, Fine/Leopold 1993), um die Verschmelzung des Kulturellen und des Ökonomischen in der Welt (vgl. z. B. Thrift/Olds 1996, Crang 1997) abzubilden, ist man in Deutschland noch weit entfernt.

Auch wenn dies eine sehr vereinfachende, Ausnahmen verschweigende Diagnose ist, und die Dinge außerdem bereits erkennbar in Bewegung geraten sind, so kann man trotzdem mit gutem Recht sagen, dass der Konsument in der deutschen Geographie immer noch in seiner Bretterbude im gleichen, übel beleumundeten Viertel des Faches wohnt, wo er nun zwar öfter Besuch bekommt, jedoch konstante Betreuung, scheinbar konstante Betreuung, weiterhin nur von der Einzelhandelsgeographie erfährt. Von „Geographien des Konsums“ zu sprechen wäre daher eindeutig euphemistisch.

Dies ist einerseits die erste Beobachtung zu der Frage, welches Bild sich die (deutsche) Geographie vom Menschen als Konsumenten macht, andererseits die Begründung dafür, dass wir im Folgenden nicht nach den Menschenbildern hinter den englischen „geographies of consumptions“ suchen wollen – das wäre eine wahrhaft titanische Aufgabe –, sondern lieber in jenem akademischen Kosmos verharren, in dem dieses Buch seine Leserschaft finden soll.

2 Der lange Schatten Walter Christallers

In seinem Vergleich der Forschungstraditionen von anglo-amerikanischer „retail geography“ einerseits und deutscher „Einzelhandelsgeographie“ andererseits zeigt Klein (1995, S. 6-8) ganz deutlich einen deutschen „Sonderweg“ auf, der sich ohne allzu viel Fantasie weitgehend auf den großen Erfolg (die große Bürde?) eines nationalen Erbes, nämlich Walter Christallers Theorie der Zentralen Orte zurückführen lässt. Es ist bekannt, dass sich dieser

Erfolg in Deutschland erst später als anderswo einstellte. Dafür war er aber augenscheinlich umso nachhaltiger.

In ihrer Frühphase, die man von den 1960er-Jahren bis Mitte der 1970er-Jahre ansetzen kann, dreht sich die gesamte Einzelhandelsgeographie ganz *offenkundig* hauptsächlich um die Zentrale-Orte-Theorie und deren Folge-theorien (vgl. Klein 1995, S. 6-7, Gebhardt 1998, S. 28-32): entweder werden diese Theorien empirisch überprüft oder aber sie werden erweitert, übertragen oder auch kritisiert. Verworfen werden sie aber nicht; und auch nicht abgearbeitet, archiviert und fürs Erste vergessen. Stattdessen verschmilzt das auf Christaller fußende Konzept in den 1960er- und 1970er-Jahren terminologisch und ideologisch so stark mit der sich eben professionalisierenden und (bedingt) etablierenden Subdisziplin Einzelhandelsgeographie, dass dies Konzept später fast zwangsläufig leben muss, so lange die Subdisziplin lebt.

Und so ist es gekommen. Es lebt und hat Einfluss, was nicht heißt, dass es beliebt wäre. Es lebt wie ein guter, aber alt gewordener Vater, dessen Weltbild nicht mehr in die Zeit passt, mit dem die Kinder aber nicht brechen mögen – halb, weil sie sich ein Leben ohne den Vater und sein Weltbild gar nicht vorstellen können, halb, weil ihnen nichts Neues einfällt, das der Familie Identität und Orientierung geben könnte. So bleibt es bei Zänkereien, kleinen Aufständen, die nach außen den Eindruck erwecken, als sei der Vater längst entmachtet, die aber eigentlich das Gegenteil beweisen: Man kommt am Vater nicht vorbei; sein Weltbild steht im Raume.

Das ließe sich an vielen Punkten demonstrieren. Hier soll es aber nur um das Menschenbild bzw. die Menschenbilder gehen, die Christaller ganz explizit oder als impliziten Bestandteil seines Konzeptes hinterlassen hat, und die nun offen oder verborgen weiter wirken. Beginnen wir mit dem Naheliegenden: dem leidigen *homo oeconomicus*.

3 Homo oeconomicus

Sich hier (abermals) mit dem *homo oeconomicus* zu beschäftigen, das sei, so wurde mir gesagt, wie „Einprügeln auf einen toten Hund“. Aber das stimmt nicht; weder in der Auseinandersetzung der Geographie mit dem Konsum – das wird später zu belegen sein – noch in den übrigen Sozialwissenschaften.

Richtig ist nur, dass die Kritik am *homo oeconomicus* exakt so alt ist wie der Begriff selbst – denn der wurde Ende des 19. Jahrhunderts als Spottbegriff eingeführt, um sich damit über das Menschenbild der klassischen Ökonomie

lustig zu machen (vgl. Mannstetten 2000, S. 48 u. 116). Seitdem sind die Angriffe niemals abgerissen (vgl. die Überblicksdarstellungen von Kirchgässner 2000 und Mannstetten 2000 sowie als Beispiele für lesenswerte neuere Polemiken aus unterschiedlichen Perspektiven: Fine 1995, Miller 1995, Scitovsky 1992). Tot ist das Konzept deswegen noch lange nicht. Im Gegenteil: Vehemenz und Permanenz der Angriffe sprechen für seine Lebendigkeit. Kirchgässner meint sogar, dass „im vergangenen Jahrzehnt (...) sich die Akzeptanz des ökonomischen Modells individuellen Verhaltens als Instrument zur Analyse gesellschaftlicher Fragen erhöht [hat]“ (2000, S. VI) und spricht von einem „Siegeszug durch die Sozialwissenschaften“, den der *homo oeconomicus* angetreten habe (S. VIII). Dies zeugt zwar einerseits von einer recht selektiven Wahrnehmung der Entwicklung in den Sozialwissenschaften, andererseits aber eben auch davon, dass der „ökonomische Mensch“ nicht nur in abgelegenen Reservaten (und nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften) überlebt haben kann.

Wie angesichts der langen Karriere des Begriffes zu erwarten, geht die Zahl der Definitionen, was denn der *homo oeconomicus* sei, gegen unendlich. Ganz allgemein, das heißt ohne Bezug auf eine bestimmte sozialwissenschaftliche Disziplin, könnte man die Schnittmenge der Definitionen wohl so zusammenfassen:

Der *homo oeconomicus* ist ein Mensch, der rational über sein Handeln entscheidet. Rationalität bedeutet dabei, dass alle (bekannten) Handlungsoptionen auf ihre Kosten-Nutzen-Relation hin geprüft und anschließend die mit der günstigsten Relation ausgewählt wird. (Kosten und Nutzen sind dabei nicht nur monetär aufzufassen). In der ökonomischen Konsumtheorie, in der der *homo oeconomicus* seine stärkste Bastion hat und von der Christaller sich zu seiner Theorie inspirieren ließ, erscheint der *homo oeconomicus* als „Verbraucher, der vor jedem Einkauf Nutzen und Kosten sorgsam abwägt und Hunderte von Preisen vergleicht, bevor er seine Entscheidung trifft“ (Dahrendorf 1968, S. 15) und dabei souverän ist, das heißt, seine Kaufentscheidung nicht von den Entscheidungen anderer Konsumenten abhängig macht.

Christaller hat der deutschen Geographie nicht den *homo oeconomicus* als solchen geschenkt, denn durch die „raumwirtschaftlichen“ Arbeiten von Johann Heinrich von Thünen und Alfred Weber (auf die auch Christaller sich bezieht) war der bereits gut eingeführt – allerdings nur als *Produzent*. Christallers Bedeutung liegt darin, dass er die erste (von der Geographie beachtete) Arbeit verfasst hat, in der auch der *Konsument* als *homo oeconomicus*

konstruiert war. Konstruiert, um die grundsätzlichen ökonomischen Zusammenhänge, die zur Bildung eines Systems der zentralen Orte führen, modellhaft erfassen zu können – denn nur darum ging es:

„Rein geographische Faktoren, die ein Abweichen vom Schema veranlassen (...) scheiden in unserer Betrachtung ebenso aus wie rein historische, politische, völkische, persönliche usw. Gründe. Es sollen hier nur jene Änderungen [im System der zentralen Orte; F. S.] Berücksichtigung finden, die mit Hilfe der ökonomischen Theorie erklärbar, also rein oder vorzugsweise ökonomisch bedingt sind“ (Christaller 1968, S. 114).

Christaller hat nicht geglaubt, der Mensch *sei* ein rationaler, stets nutzenmaximierender *homo oeconomicus*, sondern er hat es – wider besseren Wissens – nur unterstellt, um die Komplexität menschlichen Handelns auf ein mathematisch handhabbares Maß zu reduzieren.

Diese Feststellung ist nicht ganz so trivial wie sie erscheint, denn die klassischen Ökonomen von Adam Smith über David Ricardo bis zu – vor allem – John Stuart Mill, auf die der *homo oeconomicus* zurückgeht, hatten ja durchaus nicht beabsichtigt, eine komplexitätsreduzierende *Modellvorstellung vom Menschen* (1) zu entwickeln, sondern sie wollten verstehen und beschreiben, wie der wirtschaftende Mensch „wirklich“ *ist* (2) bzw. wie er *sein sollte* (3) (vgl. Mannstetten 2000).

Diese drei Dimensionen des *homo oeconomicus*, die Mannstetten (2000, S. 34-37) als axiomatische, phänomenologische und politisch-ethische bezeichnet, wurden und werden zuweilen munter durcheinander geworfen – sowohl von denen, die mit dem Menschenbild operieren als auch von denen, die es kritisieren.

Bei Christaller (1968) aber ist die Sache klar, denn an einigen Stellen setzt er der heuristischen Fiktion *homo oeconomicus* sein Bild vom „echten“ Menschen entgegen: „Müdigkeit, Unbequemlichkeit usw.“ (S. 110), „Unkenntnis, Trägheit“ (S. 127) sowie – etwas allgemeiner – „Geschmacksrichtung“ und „Weltanschauung“ (S. 110) – diese und andere Faktoren machen den „echten“ Menschen (und sein Konsumverhalten) in Christallers Augen partiell „irrational“.

Die Kernaussage zum Konsumentenverhalten des Menschen, die Christaller mit Hilfe der heuristischen Fiktion *homo oeconomicus* ableitet, ist die (vgl. Christaller 1968, S. 32): Bei der Beschaffung von Gütern bzw. der Inan-

spruchnahme von Dienstleistungen optimiert der Mensch seine Kosten-Nutzen-Relation dadurch, dass er die „wirtschaftliche Entfernung“ („errechnet“ vor allem aus Reisekosten, Reisedauer und Bequemlichkeit) minimiert. Er wählt also, wenn er den Konsum wegen zu hoher Kosten nicht ganz unterlässt, zum Einkauf eines bestimmten Gutes stets den *nächstgelegenen* aller in Frage kommenden Angebotsstandorte. (Diese Aussage ist als sog. „nearest-center-Hypothese“ in die *Hall of Fame* der geographischen Handelsforschung eingegangen.)

Die Aggregation einer großen Zahl so geleiteter Konsumentenhandlungen produziert zusammen mit den ebenso rationalen Handlungen einer großen Zahl von Anbietern eine relativ stabile, optimale Anordnung von Angebotsstandorten – eben das System der zentralen Orte. Die räumliche Struktur des Einzelhandels (und der Dienstleistungen) wird so zu dem, was der Preis für die neo-klassische Ökonomie ist – ein immer „richtiges“ Ergebnis des Zusammenspiels von Angebot und Nachfrage, aus dem man immer problemlos Rückschlüsse auf das Verhalten der Marktteilnehmer ziehen kann. Durch diese Analogie, auf die Christaller *nicht* hinweist, kehrt schließlich auch der *homo oeconomicus* an seinen Geburtsort zurück.

4 Der Mensch als Mehrfaktororientierter

Die nearest-center-Hypothese zu falsifizieren ist unmöglich, denn sie bezieht sich ja auf das wahrscheinliche Ergebnis von Handlungen real nicht existierender Menschen in real nicht existierenden Räumen. Man kann aber fragen, welchen Beitrag die nearest-center-Hypothese zur Erklärung der „Einkaufsstättenwahl“ bzw. der „Zentrenorientierung“ von realen Konsumenten in realen Räumen beisteuern kann. Diese Frage wird in der Tat seit rund 50 Jahren gestellt (vgl. Kagermeier 1991, S. 14-17) und mit stets beträchtlichem empirischen Aufwand beantwortet. (Die – immerhin merklich zurückgehende – Beliebtheit dieser Studien bis zum heutigen Tage ist übrigens ein Teilstück des deutschen Sonderweges in der geographischen Handelsforschung, von dem weiter oben die Rede war). Die Quintessenz dieser großen Zahl an Studien, extrem komprimiert: Der Erklärungsbeitrag der „wirtschaftlichen Entfernung“ ist nicht besonders groß. Alleine kann dieser Faktor genauso wenig (im statistischen Sinne) befriedigende Erklärungen für die „Zentrenorientierung“ in einer Region liefern wie andere getestete Faktoren es können, wenn man sie isoliert betrachtet. Erst das Zusammenwirken vieler Faktoren (z. B. sozio-ökonomische bzw. demographische Merkmale einer Bevölkerung,

Ausstattungsmerkmale der verschiedenen Zentren, Siedlungsstruktur etc.; vgl. Popien 1995, S. 52-65), unter denen die „wirtschaftliche Entfernung“ nur eine ist, liefert befriedigende (aber nicht unbedingt gute) statistische Erklärungen auf der Aggregatebene (vgl. Kagermeier 1991, 100-101).

Die geographische Handelsforschung weiß ziemlich genau, dass der begrenzte Erklärungsbeitrag der „wirtschaftlichen Entfernung“ überdies seit langem zurückgeht, weil sich die Menschen immer weniger an die Einkaufswege halten, die sie nach den Gesetzen der Zentrale-Orte-Theorie einschlagen sollten. „Was auch immer (...) an Motivation für den wachsenden Trend diffuser Einkaufsorientierungen verantwortlich sein mag, am Faktum selbst ist nicht zu rütteln, der Rückgang der Zentrentreue läßt sich gut belegen“ (Heinritz 1999, S. 38).

Die Frage ist nun, warum die geographische Handelsforschung, obwohl sie das alles weiß und vielfach empirisch belegt hat, es immer wieder von Neuem untersucht. Und zwar immer in einer Art und Weise, die implizit unterstellt, der Realmensch habe vielleicht doch Ähnlichkeit mit Christallers *homo oeconomicus*, worauf dann (überrascht?) festgestellt werden kann, dass dem nicht so ist.

Mehrfachorientierung! Dies ist vielleicht das interessanteste Wort. Fast jede Studie der oben beschriebenen Art enthält den Befund, das Einkaufsverhalten der Bevölkerung in der Untersuchungsregion sei von *Mehrfachorientierung* gekennzeichnet. Ganz abgesehen davon, dass das häufig wenig Neuigkeitswert und eine anerkanntermaßen obsoleete Hypothese durch ihre abermalige Widerlegung nur am Leben erhält, fällt daran etwas auf: Nämlich dass man oft zwischen den Zeilen zu spüren glaubt, die Autoren hätten eigentlich schreiben wollen: „Die Bevölkerung in der Untersuchungsregion *leidet* an Mehrfachorientierung“. Es gibt hier leise Anklänge an eine, bei aller postmodernen Libertinage, immer noch nicht akzeptierte, sexuelle „Mehrfachorientierung“, eine Abweichung von der moralischen Norm also. Wollte man sich noch weiter in die Deutung versteigen, so könnte man auch Anklänge an das „Polytrauma“ und die „Polytoximanie“ heraushören – überaus ungesunde, ja lebensbedrohliche Zustände.

Das Wort von der „Zentrentreue“ bzw. von der „Zentrenuntreue“, das weiter oben bereits zitiert wurde, aber nicht nur dort benutzt wurde, verschleiert seinen moralisierenden Gehalt kaum noch: Untreue! Gleichzeitig deutet es, man könnte es so sehen, die persönliche Enttäuschung des Wissenschaftlers über seine Probanden an. Es ist nicht ganz klar, ob die Enttäuschung daher

rührt, dass sie ihm abermals die mangelnde Tauglichkeit des voll durchtheoretisierten und methodisch sicher umzingelten *homo oeconomicus* vor Augen führen (vgl. Schröder 2001, S. 59), was umfangreiche Schreibtischarbeit nach sich ziehen kann, oder ob sie nur sein Missfallen erregen, weil sie nur noch so wenig Gemeinsamkeiten mit dem asketischen, verlässlichen, niemals die Kontrolle verlierenden, zielstrebigem, also durch und durch „vernünftigen“ *homo oeconomicus* haben, der vielen Einzelhandelsgeographen über Jahrzehnte vielleicht doch mehr als eine heuristische Fiktion, nämlich ein Vorbild an Werten war.

Wir wollen diese Idee weiterspinnen.

5 Der Mensch als Sich-Versorger

Warum, so fragte ein wachsamer Fachkollege einmal am Rande des Geographentages, warum sind eigentlich gerade die Geographen, die sich mit Einzelhandel beschäftigen, immer am schlechtesten von allen angezogen?

Vorbehalte gegen den Konsum und seine steten Begleiter Müßiggang, Verschwendung und Narzissmus sind in Gesellschaften, deren Wohlstand auf industrieller Produktion gründet, weit verbreitet – insbesondere dann, wenn noch der Einfluss einer protestantischen oder puritanischen Ethik hinzukommt. Darüber ist in den Sozialwissenschaften viel geschrieben worden, und das Geschriebene muss hier nicht wiederholt werden. Es könnte ohnedies nicht erklären, warum die emotionalen Vorbehalte gegen den Konsum (und damit gegen ein bestimmtes Menschenbild) paradoxerweise in jener Subdisziplin der Geographie besonders groß erscheinen, die sich (bislang jedenfalls) als einzige vollberuflich damit beschäftigt.

Für die weiteren Überlegungen muss man allerdings zunächst noch sagen, dass die hier unterstellten Vorbehalte gegen den Konsum anscheinend nur gegen eine Teilmenge seiner bestehen: gegen den *bedarfsfreien* Konsum; jenen Konsum also, der nicht unbedingt mit *Versorgung* assoziiert wird.

Das Wort von der Versorgung ist in der Geschichte der deutschen Geographie gleich zweimal an sehr prominenter Stelle verwendet worden. Einmal eben bei Christaller („zentrale Orte nach dem Versorgungsprinzip“), zum anderen aber auch in der Münchener Schule der Sozialgeographie, die ja die Versorgung in den Rang einer „Grunddaseinsfunktion“ erhob. Beide Verwendungen waren möglicherweise mitverantwortlich dafür, dass der Konsum in der deutschen Geographie so auffallend häufig unter sozialen Ge-

sichtspunkten („gerechte Versorgung“, „ausreichende Versorgung“) betrachtet wurde (vgl. Klein 1995, S. 6-8) bzw. dass viele Forscher und Forscherinnen das Feld des Konsums besetzten, die sich sehr für das tägliche Brot interessierten, aber nur wenig für die verschwenderische Tafel übrig hatten.

Christallers Haltung zum Konsum ist möglicherweise wegen der Assoziationen, die das Wort „Versorgung“ weckt, oft falsch verstanden worden: Die Missverständnisse beginnen damit, dass „Versorgung“ bei Christaller eigentlich nicht die Versorgung der Individuen bezeichnet, sondern die Versorgung des „Raumes“. Weiterhin steht nirgendwo bei Christaller geschrieben, der Mensch konsumiere in jenem Theoriekosmos nur das Überlebenswichtige (oder gar: solle nur das Überlebenswichtige konsumieren). Christallers Haltung zu Konsumbedürfnissen ist relativ neutral. Ihn interessiert – ganz in der Tradition der neo-klassischen Ökonomie – nicht, woher sie rühren und ob sie „sinnvoll“ sind. Ihn interessieren nur die Folgen. Kulturelle Einflüsse auf das Konsumverhalten („Modewandel“, S. 113) sind ihm genauso wenig fremd wie psychologische (der „individuelle einmalige *Wunsch* nach bestimmten Gütern“, S. 113), und seine zahlreichen Rechenbeispiele wählt er sowohl aus dem Bereich des Überlebensnotwendigen (z. B. Arztbesuch, S. 86) als auch aus dem Bereich des lediglich Angenehmen (z. B. Theaterbesuch, S. 59).

Unterschieden werden diese Güter- bzw. Dienstleistungsarten allerdings schon. Nämlich nach unterschiedlichen Nachfrageelastizitäten, die jedoch nicht mit *Nachfragemoralitäten* verwechselt werden dürfen.

Ungeachtet dieser Textwahrheiten mag aber allein die Verwendung des Begriffes „Versorgung“ zusammen mit dem „nüchternen“, vermeintlich wenig hedonistischen Naturell des *homo oeconomicus* und der theoretisch erforderlichen Unterstellung andauernder Knappheit der Ressourcen (vgl. Scitovsky 1992, S. 64) die Geographie für lange Zeit auf das Bildnis eines Konsumenten festgelegt haben, der sich (nur und immer) „versorgt“, niemals aber schwelgt und verschwendet.

Nun hat sich aber in allen westlichen Industriestaaten *der Konsum vom Bedarf emanzipiert*. Ein ganz klarer Befund, den man auch nicht durch zu viel Einschränkungen und Bedenken trüben sollte, damit er wirklich ins Bewusstsein dringt. Einige Erläuterungen sind aber dennoch nötig: Zunächst einmal ist zu sagen, dass natürlich nicht alles und alle gleichermaßen betroffen sind (Arme weniger als Reiche, der Lebensmittelkonsum weniger als der von Juwelen usw.), und dass das alles auch nicht neu ist – „bedarfsfreien“ Konsum hat es – vor allem in Gestalt des Luxuskonsums – immer gegeben. Aller-

dings war er auf einen relativ kleinen Kreis von wohlhabenden Haushalten beschränkt (deren Konsumverhalten schon vor über hundert Jahren so vorzüglich von Veblen 1899 analysiert wurde).

Erst der „Fahrstuhleffekt“ (Beck 1986), der sich in viereinhalb kriegs- und krisenfreien Jahrzehnten einstellen konnte, hat in der westlichen Welt so viele Haushalte über die Schwelle des Wirtschaftens von der Hand in den Mund gehoben, dass bedarfsunabhängiger Konsum heute die Regel und nicht mehr die Ausnahme ist.

Unterstützt wurde die gesamte Entwicklung durch überdurchschnittliche und in voller Höhe an die Konsumenten weitergegebene Produktivitätsfortschritte bei der Erzeugung, Verarbeitung und dem Vertrieb von Lebensmitteln (vgl. Miller 1995, S. 6). Der Anteil der Ausgaben für Lebensmittel an den gesamten Ausgaben der privaten Haushalte ist seit den 1970er-Jahren beispielsweise in Westdeutschland von über einem Drittel auf rund ein Fünftel zurückgegangen (vgl. Greipl/Müller/Gelbrich 1999, S. 88). Und – in diesem Fünftel sind im Gegensatz zu damals schon bei durchschnittlichen Haushalten Kiwis, Grapefruit, Süßstofftabletten und Multivitaminsaft enthalten (vgl. den aktuellen Warenkorb des Statistischen Bundesamtes). Und bei nicht wenigen Haushalten kommt noch Viktoria-Barschfilet, Mascapone, mexikanisches Bier, „natives“ Olivenöl und so weiter hinzu.

Diese Aufzählung verweist auf die Frage, was eigentlich „Bedarf“ ist. Zählt der Viktoria-Barsch noch dazu oder ist er schon Luxus? Der Versuch, Güter nach „wirklich“ notwendigen und nur angenehmen zu unterscheiden, ist bereits sehr oft und vor sehr langer Zeit gemacht worden. Sir Ralph Hawtrey etwa unterschied vor bald 80 Jahren nach „defensive goods“ und „creative goods“. „Defensive goods“ meinte Hawtrey, dienten lediglich dazu, sich gegen eine Bedrohung (z. B. Hunger, Kälte, Schmerzen) zu verteidigen und konnten bei erfolgreicher Anwendung bestenfalls den Zustand vor Eintritt der Bedrohung wieder herstellen, während „creative goods“ dem Konsumenten eine „positive“ Befriedigung, also z. B. einen Zugewinn an Heiterkeit, Schönheit, Wissen etc. bescherten (vgl. Hawtrey 1925).

Dieser Versuch scheiterte wie andere ihm ähnliche aus ersichtlichen Gründen. Erstens: Güter können mehreren Verwendungen zugeführt werden und können dadurch sowohl „defensive“ sein (die Mullbinde, wenn sie eine Blutung stillt) als auch „creative“ (die Mullbinde, wenn sie dazu dient, sich als Mumie zu verkleiden). Zweitens und wichtiger: Die Grenzen dessen, was als „Bedrohung“ angesehen werden kann, verschieben sich durch den gesell-

schaftlichen Wandel ständig. Nach regelmäßiger Rechtsprechung ist heute zum Beispiel ein Fernsehgerät unabdingbarer Bestandteil selbst einer „bescheidenen“ Lebensführung, wie sie § 811 ZPO von Schuldern verlangt – Fernsehgeräte dürfen deshalb nicht gepfändet werden. Oder, um noch ein Beispiel zu geben: Die seit Jahrzehnten extrem gestiegenen sozialen Anforderung an die Körperhygiene macht es unrealistisch, den erhöhten Konsum von Reinigungs- und Pflegeprodukten (und vor allem Warmwasser) in Gänze als „creative“ zu charakterisieren.

Die geographische Handelsforschung hat sich an solchen Kategorisierungsversuchen, was die Güter angeht, nur wenig beteiligt, denn sie hat am Prozess des Konsumierens eigentlich immer nur der Akt des Einkaufens und vor allem die zuvor stattfindende „Einkaufsstättenwahl“ interessiert (auch das ein Erbe Christallers?), während die anderen Sozialwissenschaften und übrigens auch die neuen anglo-amerikanischen „geographies of consumption“ eine sehr viel breitere Definition von „Konsum“ zugrunde legen (vgl. Miles/Paddison 1998, S. 815) und darum auch die soziale und kulturelle Bedeutung der Konsumgüter stärker beleuchten.

Allerdings gibt es in der Handelsforschung eine Tradition, wenn nicht Güter, dann eben Einkaufsgänge nach ihrer „Notwendigkeit“ zu klassifizieren (vgl. Gerhardt 1998, S. 26-32, Kagermeier 1991, S. 26-27), wobei allerdings häufig die gekauften Güter als Indikatoren dienen. In einer der bekanntesten Klassifikationen unterscheidet man etwa zeiteffiziente Einkaufsgänge, die angeblich der „Versorgung“ dienen und zeitineffiziente Einkaufsgänge, die angeblich ein „Erlebnis“ sind, danach, dass im ersten Fall sog. „convenience goods“, im zweiten Fall aber sog. „comparison goods“ gekauft werden, bei deren Auswahl man sich, so wird gesagt, Zeit zum Vergleichen und Bum-meln nimmt.

Aus den weiter oben genannten Gründen sind solche Kategorisierungen meist bereits auf Sand gebaut. Aber nicht nur deswegen.

6 Der Mensch als Zweigeteilter

Einkaufen ist in allen westlichen Industriestaaten eine der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen überhaupt! Bei entsprechenden Umfragen, die zugegebenermaßen immer mit erheblichen methodischen Problemen zu kämpfen haben (Was ist Freizeit? Was ist eine Beschäftigung?), landet Einkaufen regelmäßig irgendwo auf den vorderen Plätzen. Und die Vorliebe für den Ein-

kauf als Freizeitbeschäftigung wird auch ausgelebt. Das heißt: Mit der Tätigkeit des Einkaufens wird tatsächlich ein großer Teil der freien Zeit von Menschen gefüllt. Hopkins etwa berichtet aus Kanada: "Time spent in shopping centres ranks third after that spent at home and work or school by the average Canadian" (zit. n. Jackson/Thrift 1995, S. 230). Empirische Arbeiten von Gershuny (1987) in Großbritannien zeigen, dass dies nicht immer so war. Einkaufen hat zu Beginn von Gershunys Zeitreihe (im Jahr 1961) tatsächlich viel weniger Freizeit verbraucht als am Ende (im Jahre 1985). Newby zieht daraus einen naheliegenden Schluss:

"Since there is no evidence that in 1961 people were poorly clothed, or that there was insufficient furniture in their homes, the implication is that the extra time spent shopping is not done out of necessity but out of choice. Now that people are increasingly choosing to spend their time in shops it is legitimate to consider some shopping at least as leisure activity" (1993, S. 211).

Das ist vorsichtiger formuliert als es sein müsste, denn die Indizien sind zahlreich genug (ausführlich: Schröder 1998, S. 64-71). Es ist daher nicht nur legitim, sondern absolut notwendig, Einkaufen als Freizeitbeschäftigung zu sehen und ernst zu nehmen. Natürlich, bei Newby klingt es an, nicht jeder Einkauf ist eine gewünschte, positiv erlebte Freizeitbeschäftigung. Man kennt aus der Marktforschung die Berichte von Müttern mit kleinen Kindern, denen jeder Routine-Einkauf wie ein mühsamer Hindernislauf mit Blei in den Schuhen erscheint, und man kennt den in der Realität und in vielen Humoresken anzutreffenden Charakter des Herren mittleren Alters, der von der „Gattin“ (um im Genre zu bleiben) regelrecht zur Anprobe des neuen Anzugs genötigt werden muss. All das gibt es, aber es spielt für die weitere Argumentation keine große Rolle, denn es kommt hier vor allem auf die Feststellung an, dass sich alle Einkäufe auf einem Kontinuum zwischen Funktionalität und Rekreation einordnen lassen. Da der extreme Pol reiner Funktionalität genau wie der andere in der Realität selten vorkommen dürfte, kann man davon ausgehen, dass fast jeder Einkauf ein Freizeitelement enthält.

Welcher Einkauf wie viel Freizeitcharakter hat, weiß man (ohne Forschung) nicht; man muss es jedes Mal neu herausfinden, denn die traditionelle Scheidelinie zwischen „convenience goods“ und „comparison goods“ (die sich ja wieder auf die Güter stützt) ist höchstens noch ein grober Anhaltspunkt. Denn: Aus der Marktforschung kennt man auch die Mütter mit kleinen Kin-

dern, für die der Ausflug in den Supermarkt eine willkommene Abwechslung vom öden häuslichen Einerlei ist – irgendwelche Lebensmittel, mit deren Beschaffung man diesen Ausflug vor sich und anderen begründen kann, landen dabei praktischerweise auch noch im Einkaufswagen. Oder: Männer im Baumarkt – wie leicht gerät hier die Beschaffung einer Handvoll verzinkter Holzschrauben zum genussvoll ausgedehnten „comparison shopping“, in das gerne noch ein paar andere Produktgruppen (vom selbstfahrenden Rasenmäher bis zum Duschvorhang) einbezogen werden. Doch wartet zu Hause ein Möbelstück mit wichtiger Funktion dringend auf seine Instandsetzung, so genügt plötzlich – „convenience like“ – ein einziger Griff ins Regal.

Man weiß es nicht, und man kann deshalb mit genau dem gleichen Recht Einkaufen pauschal als Freizeitbeschäftigung behandeln wie es Monat für Monat pauschal (und stillschweigend) als Versorgungsaktivität behandelt wird. „Nearest-center-Hypothese“, „Kaufkraftpotenzial“ und „Erreichbarkeit“ – all diese Dinge aus dem Standardpaket der empirischen geographischen Handelsforschung geben ja nur Sinn, wenn man Einkaufen vornehmlich in seiner Funktion der „Bedarfsdeckung“ wahrnimmt. Auch die lange bekannte und empirisch untersuchte Tatsache, dass der Einkauf zunehmend mit Freizeitaktivitäten gekoppelt wird (vgl. Gerhardt 1998, S. 28), ändert nichts Wesentliches an dieser Implikation: Hier steht – gedanklich – auf der einen Seite immer noch der mühevollen, seriöse Einkauf (Versorgung!), dem dann zur Entspannung eine Freizeitaktivität angefügt wird.

Dies alles ist eigentlich bekannt, aber warum hält man trotzdem an zweifelhaften Kategorisierungen fest, die trennen, was zusammengehört und kaum noch Erkenntnis abwerfen?

Es könnte eine Frage des Menschenbildes sein. Wenn unsere These stimmt, dass der lange Schatten Christallers in der deutschen Geographie (der ja eigentlich eher ein Sonnenstrahl war) Forscher und Forscherinnen auf die Fährte des Konsums gesetzt hat, die nicht nur vom axiomatischen, sondern auch vom politisch-ethischen *homo oeconomicus* angetan waren, so würde erklärlich sein, dass man in seinem Menschenbild möglichst viel von diesem verlässlichen Mann bewahren möchte. Man versucht es dadurch zu bewahren, dass man ihm das Hedonistische, Spielerische, Emotionale und Unvernünftige, dessen Bedeutung nicht mehr übersehbar ist, säuberlich hinzudiert, anstatt es zu integrieren, wodurch ja der ganze Mensch ein unsicherer Kantonist würde. So aber kann die Addition stets rückgängig gemacht wer-

den. Die Summanden: Ein Mensch, der sich unter den Augen der Geographie „versorgt“, ein anderer, der bei Nacht etwas tut ...

7 Menschenleere

So he's hangin on to half her heart
 But he can't have the restless part
 So he tells her to hasten down the wind
 (*Warren Zevon: Hasten Down The Wind, 1976*)

Die eben skizzierte Strategie, den *homo oeconomicus* dadurch am Leben zu erhalten, dass man neue Wesenzüge einfach addiert und nicht integriert, so dass eben kein neues Menschenbild erforderlich wird, findet man in der gesamten geographischen Handelsforschung. Und die Wiederzerlegung des zuvor Addierten wird häufig sogar als Forschungsleistung ausgegeben. („Bei 18,3 % aller Einkäufe handelte es sich um Erlebniseinkäufe“).

Unterschiedliche Wege werden allerdings in der Frage beschritten, wie man mit den beiden durch Wiederzerlegung entstehenden Hälften, der „rationalen“ und der „irrationalen“, umgehen kann und sollte. Ein Teil der Forscherinnen und Forscher verfährt so, wie es hier über weite Strecken beschrieben wurde: Vergisst nach ihrer Identifizierung die irrationale Hälfte, nimmt sich die rationale Hälfte, untersucht – in Methodik und Fragestellung unverdrossen – „Zentrenorientierung“ und „Einkaufsstättenwahl“ und kommentiert den abnehmenden Erklärungsbeitrag gar nicht oder eben damit, dass es, wie man ja selbst herausgefunden habe, noch eine andere Hälfte gäbe, derer man allerdings nicht habhaft werden wollen oder können.

Ein anderer Teil, und dieser Teil ist stark wachsend, beschreitet seit längerem einen anderen Weg: Der Konsument wird in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Man wendet sich immer professioneller der Angebotsseite im Einzelhandel zu und schenkt der Nachfrageseite kaum noch Beachtung. Diese konzeptionelle Bewegung begann vermutlich mit Heinritz u. a. (1989), setzte sich über Kulke (1992) fort und erreichte bei Klein (1995) ihren Höhepunkt – dies um nur drei besonders einflussreiche Arbeiten zu nennen.

Es gab gute Gründe: Die Kenntnis mikro- und makroökonomischer Einflussfaktoren auf Werden und Wachsen von Angebotsstrukturen im Einzelhandel war dürftig; viele geographische Arbeiten porträtierten (dies ganz sicher wegen des Christallerschen Erbes) ein Märchenland, in dem Einzelhandelsbe-

triebe wie Spielsteine, immer genau dort auf dem Brett standen (und stehen blieben), wo sie die Konsumenten vermittelt der Macht ihrer aggregierten Einkaufsstättenwahlentscheidungen hingestellt hatten (vgl. Schröder 1999, S. 13-43). Ziele, Strategien und betriebswirtschaftliche Zwänge der Unternehmen wurden nicht wahrgenommen und deswegen nicht diskutiert.

Dieser Missstand ist nun behoben, und man könnte, so gesehen, wieder Menschen, Konsumenten mit den einstweilen zu Ende analysierten „Angebotsstrukturen“ interagieren lassen. Entsprechende Appelle rufen sich die Handelsforscher seit einiger Zeit auch zu; jedoch es bewegt sich noch nichts.

Gehen wir zu weit, wenn wir in der Hinwendung und vor allem im Festhalten an der Analyse menschenleerer Angebotsstrukturen auch eine Reaktion darauf sehen, dass viele Wissenschaftler wissen: Wir mögen und verstehen nur eine Hälfte des Konsumenten, die rationale, und das ist zu wenig, und deshalb sind wir vernünftig und lassen es? Wahrscheinlich nicht.

Gehen wir zu weit, wenn wir vermuten, dass viele Wissenschaftler auch sehen, dass das Rationale und das Irrationale eigentlich nicht als zwei Hälften aufgefasst werden sollten, sondern als ein Ganzes, zu dessen Verständnis aber leider immer noch die Mittel fehlen (und deshalb sind wir vernünftig und lassen es ...)? Wahrscheinlich nicht.

Sicher aber gehen wir zu weit, wenn wir in der Nichtbeachtung des Konsumenten eine Strafversetzung sehen, einen kleinen Denkartikel für den, der einmal ein verlässlicher Mensch und Proband war und der nun schon so lange herumstreunt wie ein Kater, unseriös – und mehrfachorientiert.

Ganz sicher.

Literatur

- BECK, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- CHRISTALLER, Walter (1968): Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen. Darmstadt (= Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1933).
- CRANG, Philip (1997): Cultural turns and the (re)constitution of economic geography. In: Roger Lee/Jane Willis (Hrsg.): Geographies of economies. London/New York.
- CREWE, Louise (2000) Geographies of retailing and consumption. In: Progress in Human Geography, 24 (2), S. 275-290.
- CREWE, Louise (2001) The besieged body: geographies of retailing and consumption. In: Progress in Human Geography, 25 (4), S. 275-290.
- DAHRENDORF, Ralf (1968): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle (7. Auflage). Köln/ Opladen.
- FINE, Ben/ LEOPOLD, Ellen (1993): The world of consumption. London.
- FINE, Ben (1995): From political economy to consumption. In: Daniel Miller (Hrsg.): Acknowledging consumption. A review of new studies. London/New York, S. 127-163.
- GEBHARDT, Hans (1998): Das Zentrale-Orte-Konzept – auch heute noch eine Leitlinie der Einzelhandels- und Dienstleistungsentwicklung? In: Paul Gans/Rainer Lukhaup (Hrsg.): Einzelhandelsentwicklung – Innenstadt versus periphere Standorte. Mannheim (= Mannheimer Geographische Arbeiten, 47).
- GERHARDT, Ulrike (1998): Erlebnis-Shopping oder Versorgungseinkauf. Eine Untersuchung über den Zusammenhang von Freizeit und Einzelhandel am Beispiel der Stadt Edmonton, Kanada. Marburg (= Marburger Geographische Schriften, 133).
- GERSHUNY, Jonathan (1987). Lifestyle, innovation and the future of work. In: Royal Society of Arts Journal, 135, S. 492-499.

- GREIPL, Erich/ MÜLLER, Stefan/ GELBRICH, Katja (1999): Konsumgüterhandel global betrachtet: Mythen und Realität. In: Otto Beisheim (Hrsg.): Distribution im Aufbruch. Bestandsaufnahme und Perspektiven. München, S. 77-108.
- HAWTREY, Ralph G. (1925): The economic problem. London.
- HEINRITZ, Günter u. a. (1989): Geographische Untersuchungen zum Strukturwandel im Einzelhandel. Kallmünz (= Münchener Geographische Hefte, 63).
- HEINRITZ, Günter (1999): Methodische Probleme von Einzugsbereichsmessungen. In: Günter Heinritz (Hrsg.): Die Analyse von Standorten und Einzugsbereichen: Methodische Grundfragen der geographischen Handelsforschung. Passau (= Geographische Handelsforschung, 2), S. 33-44.
- JACKSON, Peter (2002): Commercial cultures: transcending the cultural and the economic. In: Progress in Human Geography, 26 (1), S. 3-18.
- JACKSON, Peter/ THRIFT, Nigel (1995): Geographies of consumption. In: Daniel Miller (Hrsg.): Acknowledging consumption. A review of new studies. London/ New York, S. 204-237.
- KAGERMEIER, Andreas (1991): Versorgungsorientierung und Einkaufsattraktivität. Empirische Untersuchungen zum Konsumentenverhalten im Umland von Passau (= Passauer Schriften zur Geographie, 8).
- KIRCHGÄSSNER, Gerhard (2000): *Homo Oeconomicus*. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (2. Auflage). Tübingen (= Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 74).
- KLEIN, Kurt (1995): Die Raumwirksamkeit des Betriebsformenwandels im Einzelhandel. Untersucht an Beispielen aus Darmstadt, Oldenburg und Regensburg. Regensburg (= Beiträge zur Geographie Ostbayerns, 26).
- KULKE, Elmar (1992): Veränderungen der Standortstruktur des Einzelhandels. Untersucht am Beispiel Niedersachsen. Münster (= Wirtschaftsgeographie, 3).
- MANNSTETTEN, Reiner (2000): Das Menschenbild der Ökonomie. Der *homo oeconomicus* und die Anthropologie von Adam Smith. Freiburg/München.

- MILES, Steven/ PADDISON, Ronan (1998): Urban consumption: an historiographical note. In: *Urban Studies*, 35 (5-6), S. 815-823.
- MILLER, Daniel (1995): Consumption as the vanguard of history. A polemic by way of an introduction. In: Daniel Miller (Hrsg.): *Acknowledging consumption. A review of new studies*. London/New York, S. 1-57.
- NEWBY, Peter (1993): Shopping as leisure. In: Rosemary D. Bromley/Colin J. Thomas (Hrsg.): *Retail change – contemporary issues*. London, S. 208-228.
- POPIEN, Ralf (1995): Ortszentrenplanung in Münchens Suburbia – Wie attraktiv sind die neuen Ortsmitten? Passau (= Münchener Geographische Hefte, 73).
- SCHRÖDER, Frank (1999): Einzelhandelslandschaften in Zeiten der Internationalisierung. Birmingham, Mailand, München. Passau (= Geographische Handelsforschung, 3).
- SCHRÖDER, Frank (2001): Der gekaufte Einzugsbereich – ein Einführung. In: Günter Heinritz/Frank Schröder (Hrsg.): *Der gekaufte Verstand – was taugen Gutachter- und Beraterleistungen im Einzelhandel*. Passau (= Geographische Handelsforschung, 5).
- SCITOVSKY, Tibor (1992): *The Joyless Economy. The psychology of human satisfaction* (2. Auflage). New York/Oxford.
- THRIFT, Nigel/ OLDS, Kris (1996): Refiguring the economic in economic geography. In: *Progress In Human Geography*, 20 (3), S. 311-337.
- VEBLEN, Thorstein (1998): *Theory of the Leisure Class: An Economic Study of Institutions*. London (= Nachdruck der Originalausgabe von 1899).



Menschen-Bild

(Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Heike Jöns

Von Menschen und Dingen: Konstruktiv-kritische Anmerkungen zum (a)symmetrischen Akteurskonzept der Akteursnetzwerktheorie

1 Einleitung

“In the symmetry between humans and nonhumans, I keep constant the series of competences, of properties, that agents are able to swap by overlapping with one another.”¹

Die Akteursnetzwerktheorie (ANT) wurde in den 1980er Jahren von Wissenschaftssoziologen um Michel Callon, Bruno Latour und John Law als eine Methode zur Erforschung der Wissenschaften konzipiert.² Sie ist seitdem im Rahmen interdisziplinärer Wissenschaftsstudien, vor allem unter Einbezug anthropologischer und philosophischer Einflüsse,³ zu einem gesellschaftstheoretischen Entwurf weiterentwickelt worden.⁴

Seit Mitte der 1990er Jahre werden akteursnetzwerktheoretische Ideen zunehmend in der Geographie rezipiert und für verschiedene geographische Forschungsfelder fruchtbar gemacht. Beispiele geben die Konzeption einer relationalen Geographie durch Nick Bingham, Jonathan Murdoch und Nigel Thrift,⁵ Diskussionen um das Verständnis von Mensch, Kultur und Natur bei Noel Castree, Sarah Whatmore und Wolfgang Zierhofer⁶ und stärker anwen-

1 Vgl. Latour 1999b, S. 182.

2 Vgl. Callon 1986; Callon, Law, Rip 1986; Law 1986; Latour 1987.

3 Vgl. z.B. Serres 1995; Stengers 1997.

4 Vgl. Law 1994; Latour 1993; 1999b. Für kontroverse Diskussionen innerhalb der Wissenschaftsforschung vgl. z.B. Collins und Yearley 1992; Callon und Latour 1992; Bloor 1999a; 1999b; Latour 1999a.

5 Vgl. Bingham 1996; Murdoch 1997a; 1997b; Thrift 1996; 1999; vgl. auch Zierhofer 1997; Bingham und Thrift 2000.

6 Vgl. Castree 1995; Whatmore 1999; Zierhofer 1999; 2000.

dungsbezogene Arbeiten im Kontext von politischer Ökologie, geographischer Wissenschafts- und Technikforschung und Wirtschaftsgeographie.⁷

Dafür verantwortlich ist im wesentlichen die methodologische Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmenschen (siehe Eingangszitat). Diese besagt, daß Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung nur durch die symmetrische Untersuchung menschlicher und nichtmenschlicher Entitäten zu verstehen sei, weil diese jeweils zugleich Resultate und Mediatoren wechselseitiger Relationierungen darstellten.⁸ Da erst die Einbindung von Materie in soziale Interaktionen den Menschen ermöglichte, soziale Beziehungen zu stabilisieren und Institutionen zu schaffen,⁹ besäßen Menschen und Dinge jeweils eine eigene Geschichte, eine eigene Identität und auch eigene Handlungsverantwortung. Deren situationsgebundene Ausprägung gelte es im Rahmen empirischer Arbeit mit Unparteilichkeit gegenüber ontologischen Kategorien und Kompetenzzuschreibungen entweder durch realzeitliche Analysen aufzudecken oder nachträglich zu rekonstruieren (vgl. Abschnitt 2).¹⁰

Das aktorsnetzwerktheoretische Symmetrieprinzip richtet somit die Aufmerksamkeit auf die zuvor vernachlässigte Bedeutung von Materie für soziale Beziehungen in der menschlichen Gemeinschaft. Zu einer Zeit, als die Welt in ihrer Gesamtheit als primär soziales Konstrukt begriffen wurde, eröffnete dieses Konzept für geographische Untersuchungen einen vielversprechenden Weg, Aspekte wie Natur, Technologie, Umwelt und lokale Kontexte in die Humangeographie zu reintegrieren, ohne dem Vorwurf des (Natur- oder Technik-)Determinismus zu erliegen. Gleichzeitig wurde jedoch die Schlüsselstellung des Menschen in der Welt zur Diskussion gestellt und somit das traditionelle Verständnis einer *Humangeographie* kritisch hinterfragt.¹¹

Vor dem Hintergrund dieser wichtigen Bedeutung aktorsnetzwerktheoretischer Konzepte für forschungsbezogene Menschenbilder und das Selbstverständnis einer Humangeographie werden in diesem Artikel die postulierte

7 Vgl. z.B. Livingstone 1995; Murdoch 1995; Demeritt 1996; Hinchliffe 1996; Gregory 1998; Massey 1999a; Bassett 1999; Bravo 1999; Hetherington und Law 2000a; 2000b.

8 Vgl. Callon 1986, S. 200f.

9 Vgl. Latour 1999b, S. 212.

10 Vgl. Latour 1993, S. 95; Latour 1999b, Kapitel 6.

11 Nach Murdoch (1997b, S. 332-334) würde dieses traditionelle Verständnis menschliche Qualitäten heterogener Netzwerke gegenüber natürlichen und materiellen Gegebenheiten zu unrecht betonen. Vgl. dazu auch Whatmore 1999.

Symmetrie zwischen Menschen und Dingen und deren Eignung als Interpretationsrahmen für eine spezifische wirtschaftsgeographische Fragestellung diskutiert.¹² Gegenstand der empirischen Betrachtung sind die verantwortlichen menschlichen und nichtmenschlichen Akteure, welche die jüngere Entwicklung des Standortmusters im ungarischen Bankwesen maßgeblich beeinflussten. Da die ungarischen Bankfilialnetze im Zuge der wirtschaftspolitischen Transformationsprozesse von der Plan- zur Marktwirtschaft einer im Vergleich zu den vorherigen Jahrzehnten relativ großen Dynamik unterlagen und diese in den 1990er Jahren als ein Mosaikstein zur Verstärkung bestehender sozioökonomischer Disparitäten beitrug,¹³ erscheint die Frage nach der Verantwortung als ein gleichermaßen wissenschaftstheoretisch wie wirtschaftspolitisch interessantes Phänomen (Abschnitt 3).

Entsprechend eines dem hermeneutischen Zirkel verwandten Ablaufs des Forschungsprozesses¹⁴ stellte die konventionelle Theorie der Akteursnetzwerke den Ausgangspunkt, aber nicht mehr den Endpunkt der Analyse verantwortlicher Beziehungsgeflechte dar. Vielmehr haben sich wesentliche Argumente des Gedankengebäudes im Rahmen der Interpretation der empirischen Erkenntnisse nicht bewährt. Statt dessen ergaben sich verschiedene konstruktiv-kritische Anmerkungen, auf deren Grundlage das Akteursnetzwerk-konzept den Anforderungen der Empirie entsprechend erweitert und modifiziert wurde (Abschnitte 4 und 5).

Im Anschluß an eine Zusammenfassung wichtiger Kernaussagen der Akteursnetzwerktheorie (Abschnitt 2) werden im dritten Teil dieses Artikels die empirisch erfaßten Akteursnetzwerke im ungarischen Bankwesen vorgestellt. Darauf aufbauend erläutert der vierte Abschnitt die aufgedeckten (A)symmetrien im klassischen Akteursnetzwerk-konzept. Diese münden im fünften Abschnitt in den Vorschlag einer erweiterten Akteursnetzwerkperspektive, die sich im Wechselspiel von Empirie und Theorie formierte und der Produktion und Konfiguration zeitgenössischer wirtschafts- und gesellschaftsbezogener Geographien besser gerecht zu werden scheint als die klassische Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmenschen. Im Zentrum des zur Diskussion ge-

12 Mit der Anwendung der Akteursnetzwerktheorie für wirtschaftlich relevante Fragestellungen wird unter anderem Jonathan Murdoch (1995), Andrew Leyshon (1997) und Michel Callon (1999) gefolgt.

13 Vgl. Jöns und Klagge 1997; Jöns 2001.

14 Vgl. Gadamer 1999, 270ff.

stellten Konzepts steht das Verständnis von Menschen als dynamische Hybride.

2 Kernaussagen der Akteursnetzwerktheorie

Der Akteursnetzwerkperspektive liegt ein konstruktivistisches Weltverständnis zugrunde. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, daß alle Menschen im Rahmen ihrer beruflichen und alltäglichen Praktiken in multilaterale Verhandlungsprozesse mit anderen Menschen, aber auch mit Dingen eingebunden sind. Um die eigenen Ziele durchzusetzen, wird kontinuierlich versucht, neue Beziehungen zwischen verschiedensten Elementen der belebten und unbelebten Natur, zwischen technischen Artefakten, sozialen Akteuren und Institutionen herzustellen und diese, einschließlich sich selbst, so aufeinander abzustimmen, daß aus vielen einzelnen Entitäten ein funktionierendes Ressourcengeflecht entsteht, das als einheitliches Ganzes in Erscheinung tritt (Black box).¹⁵ Plakatives Beispiel für eine solche Black box ist eine funktionierende Bankfiliale, in der Angestellte und Kunden bestimmte Routinen ausführen, die auf die Möglichkeiten und Eigenschaften der involvierten Formulare, Kreditkarten und Computer abgestimmt sind, zu deren konstituierenden Elementen aber auch das Design der Hausfassade und die Kleidung der Angestellten gehört.

Im Rahmen solcher Netzwerkbildungsprozesse (Abbildung 1) erfolgt allmählich eine gegenseitige Zuschreibung von Rollen, Eigenschaften und Kompetenzen zwischen den beteiligten Entitäten. Aus einem Haus wird ein Bankgebäude, aus einer Frau mit Hochschulabschluß eine Filialeiterin, aus einem Computer ein Bankautomat. Ein aus vielen Elementen stabilisiertes Netzwerk kann als Black box Teil neuer Verknüpfungen, Transformationen und Interpretationen werden. Dabei sind dessen heterogene Konstruktionsbedingungen und konstituierenden Elemente im routinemäßigen Umgang nicht mehr relevant. Sie werden erst wieder bewußt, wenn Unstimmigkeiten

15 Zu den klassischen Pionierstudien, aus denen die Akteursnetzwerktheorie hervorgegangen ist, gehört Michel Callons (1986) Untersuchung zum Transfer eines Konzepts zur Züchtung von Kammuscheln durch französische Forscher aus Japan nach Frankreich. Callon rekonstruiert den Prozeß der Übertragung dieser Art von Kultivierung als einen Übersetzungsprozeß zwischen den beteiligten Entitäten, die sich in multilateralen Verhandlungsprozessen gegenseitig dazu bringen, sich in einer aufeinander abgestimmten Weise zu verhalten: drei Forscher, deren Forscherkollegen, die Kammuscheln und die Fischer in der überfischten Bucht von St. Briec.

auftreten, die das kollektive Zusammenspiel stören. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn die Datenleitung eines Geldautomaten zur Zentrale unterbrochen ist oder der Kunde die Geheimzahl vergessen hat, und daher außerhalb der Öffnungszeiten einer Bank das gewünschte Geld, das für eine andere Interaktionsbeziehung vielleicht gerade zu diesem Zeitpunkt dringend notwendig wäre, nicht zu bekommen ist.

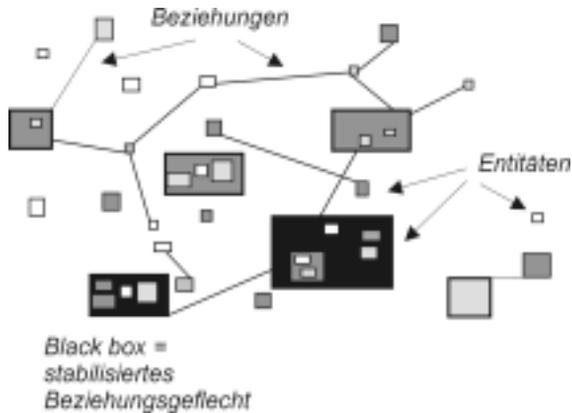


Abb. 1: Netzwerkbilden und Blackboxing (eigener Entwurf)

Im Unterschied zu anderen gesellschaftstheoretischen Positionen, die im Vorhinein Unterscheidungen zwischen Objekt und Subjekt oder Natur und Gesellschaft vornehmen und Beziehungen zwischen diesen *a priori* postulieren, wie beispielsweise die Strukturierungstheorie von Anthony GIDDENS (1988),¹⁶ sieht die Akteursnetzwerkperspektive die Aufgabe empirischer Arbeit darin, die beschriebenen Netzwerkbildungsprozesse ohne wesentliche Vorannahmen über Art, Eigenschaften und Wirkungsweise relevanter Entitäten, Kategorien und Ereignisse zu verfolgen bzw. zu *re*-konstruieren. Gesellschaft und Natur werden so nicht mehr als erklärende Ressourcen (Explanans) behandelt, sondern gelten als zu erklärende Variablen (Explanandum).¹⁷ Wie in Abbildung 2 dargestellt, werden die ontologische Spezifizie-

16 Latour (1993) kritisiert zahlreiche breit rezipierte moderne und postmoderne Konzeptionen von der *Kritik der reinen Vernunft* Immanuel Kants über Dialektik, Phänomenologie, Hermeneutik oder Naturalismus bis zum Postmodernismus.

17 Vgl. Latour 1992; 1993.

zung und der Realitätsgehalt von Entitäten und Kategorien als stabilisierte Resultate integrierender Aushandlungsprozesse durch Verknüpfungs- und Vermittlungsarbeit erachtet. Genau diese gilt es im Rahmen empirischer Arbeit zu ergründen, um gesellschaftliche Prozesse und Gegebenheiten zu erklären.

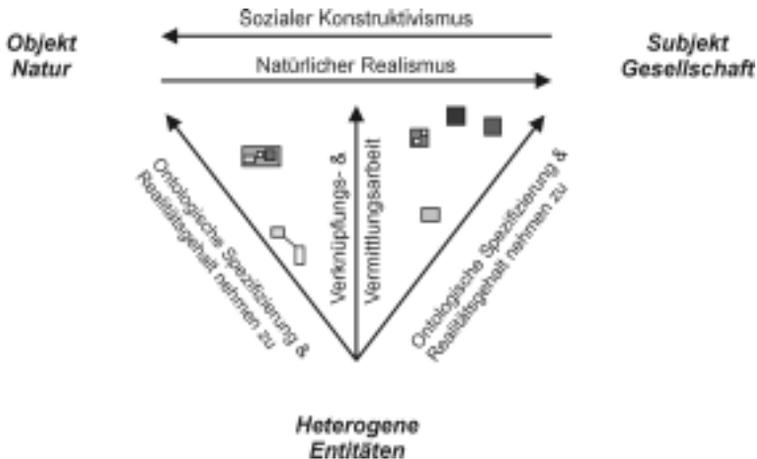


Abb. 2: Eine symmetrische Erklärung von Natur und Gesellschaft (eigener Entwurf nach LATOUR 1992, S. 279 und 285)

Wie eingangs erläutert, geht mit dieser Argumentation eine Betonung der Mitwirkung von Dingen an der Entstehung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Zusammenhänge einher. Anders als bei verschiedenen Formen des sozialen Konstruktivismus, die gesellschaftliche Realitäten als Resultat sozialer Aushandlungsprozesse zwischen Menschen verstehen, bezieht sich der Netzwerkbegriff somit auch nicht auf soziale Netzwerke zwischen Menschen, sondern auf Beziehungen zwischen Menschen und Dingen, den sogenannten Nichtmenschen. Diese umfassen vor allem sämtliche materielle Erscheinungen, die wir Menschen durch die Zuweisung von Bedeutungen und physische Transformationen in unsere Interaktionen einbinden und die umgekehrt unser Dasein prägen.

Daraus ergibt sich ein radikal neues Verständnis der Begriffe *Handlung* und *Akteur*, weil die Verantwortung für Handlungen nicht mehr alleine Menschen zugeschrieben wird, sondern einer jeweiligen Assoziation von Men-

schen und Nichtmenschen. Aufgrund wechselseitiger Relationierungen im Netzwerk werden Menschen und Nichtmenschen konzeptionell als gleichberechtigte Akteure von Handlungen aufgefaßt.¹⁸ Dies bedeutet zum Beispiel, daß für das Abheben von Geld jedes Element der Assoziation gewillter Kunde – sich öffnenden Tür zur Filiale oder zum Bankautomaten – kooperierender Bankangestellter oder Computer – funktionierende Kommunikationsverbindung mit der Zentrale – verfügbare Geheimzahl und Vorhandensein des auszuzahlenden Geldes in gleicher Weise konstitutiv für die Handlung Geld abheben ist. Menschliche Intentionen werden so zu einzelnen Bestandteilen der aus vielen Elementen bestehenden Netzwerke,¹⁹ was einen wichtigen Unterschied zur subjektzentrierten Handlungstheorie herstellt, die Handlungen nach Benno Werlen primär als „menschliche Tätigkeit im Sinne eines intentionalen Aktes“²⁰ begreift.

Um den postulierten Akteursstatus von Dingen zu verdeutlichen, werden Menschen und Nichtmenschen in der Akteursnetzwerktheorie zusammen als Aktanten bezeichnet. Akteure im Sinne von Aktanten sind zugleich Resultate und Mediatoren von Netzwerkformationen, d.h. sie sind eigene Akteurs- bzw. Aktantennetzwerke mit einer spezifische Entstehungsgeschichte und sie produzieren wiederum kollektiv neue Aktanten.²¹ Ihre tatsächliche Handlungsverantwortung wird jedoch als ein relationaler Effekt verstanden, der auf der spezifischen Netzwerkkonfiguration beruht.²² Je mehr Aktanten in Netzwerkbildungsprozesse einbezogen werden, desto länger und mächtiger werden Akteursnetzwerke.²³

Aktanten können schließlich aufgrund der wechselseitigen Relationierungen zugleich materielle und soziale Charakteristika aufweisen. Dies geschieht durch die Transformation von Materie in Zeichen, die mit der Zuweisung von Bedeutungen und meist auch mit physischen Veränderungen einhergeht. Das Resultat sind sogenannte soziomaterielle Hybride, wie sie beispielsweise Geldscheine darstellen, die unter Beteiligung der Konzepte Zuschnitt und Aufdruck in mehreren Transformationsschritten aus dem Naturprodukt Holz entstehen können. Soziomaterielle Hybride, zu denen auch Menschen als

18 Vgl. Latour 1999b, S. 180-182 und S. 281.

19 Vgl. Latour 1999b, S. 193.

20 Vgl. Werlen 2000, S. 313.

21 Vgl. Ebenda, S. 212-214.

22 Vgl. Whatmore 1999, S. 28f.

23 Vgl. Latour 1996, S. 373.

kulturell und technisch überformte, lebendige Körper zu zählen sind, verwischen die Grenze zwischen ontologisch getrennten Bereichen von Natur und Kultur oder Objekt und Subjekt. Sie haben Bruno Latour zufolge den Menschen auch erst ermöglicht, soziale Beziehungen zu stabilisieren und Institutionen zu schaffen.²⁴

Zusammenfassend führen diese Überlegungen zum sogenannten allgemeinen Symmetrieprinzip der Akteursnetzwerktheorie.²⁵ Demzufolge sind Menschen und Nichtmenschen bei der Analyse von Netzwerkbildungsprozessen in Hinblick auf die drei Aspekte Geschichtlichkeit, soziomaterielle Hybridität und potentielle Handlungsverantwortung symmetrisch zu behandeln.²⁶ Allerdings ist zu betonen, daß sich diese konzeptionelle Symmetrie allein auf die Vorgehensweise bei der empirische Analyse bezieht. Sie impliziert keineswegs, daß die Machtbeziehungen zwischen verschiedenen Aktanten generell gleich oder nicht hierarchisch strukturiert sind.²⁷ Vielmehr ergeben sich die Hierarchien aus der im Rahmen empirischer Arbeit zu erkundenden Anzahl und Art der Verknüpfungen mit menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten.²⁸

Eingangs wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Idee der konzeptionellen Gleichbehandlung für die Geographie die Möglichkeit eröffnete, Aspekte wie Natur, Technologie, Umwelt und lokale Kontexte in die Humangeographie zu reintegrieren, ohne der physisch-materiellen Welt eine deterministische Bedeutung für menschliches Handeln zuzuweisen. Dementsprechend argumentiert Latour entgegen der Vorstellungen sowohl realistischer als auch sozialkonstruktivistischer Ansätze, *daß gerade deshalb etwas real und autonom ist, weil es zuvor gut konstruiert wurde.*²⁹ Außerdem wurde der Mensch seiner Schlüsselstellung in der Welt enthoben und als Teil eines hybriden Kollektivs zumindest konzeptionell auf eine Stufe mit verschiedensten anderen heterogenen Entitäten gestellt.³⁰

Vor diesem Hintergrund wird im folgenden anhand einer konkreten wirtschaftsgeographischen Forschungspraxis der Frage nachgegangen, wie sol-

24 Vgl. Latour 1999b, vor allem S. 212-214.

25 Vgl. Callon 1986; Latour 1992; 1993.

26 Vgl. Latour 1993, S. 95; Latour 1999b, Kapitel 6.

27 So argumentieren beispielsweise Amsterdamska (1990) und Collins und Yearley (1992).

28 Eine kritische Diskussion zum Charakter der Beziehungen zwischen Aktanten findet sich bei Hetherington und Law (2000b).

29 Vgl. Latour 1999b, S. 275.

30 Vgl. Fußnote 11.

che heterogenen Netzwerke im ungarischen Bankwesen aussehen und inwieweit diese mit der konzeptionellen Symmetrie zwischen Menschen und Dingen zu fassen sind.

3 Akteursnetzwerke im ungarischen Bankwesen

Im Zuge der wirtschaftspolitischen Transformationsprozesse von der Plan- zur Marktwirtschaft unterlagen das ungarische Bankwesen und die dazugehörigen Bankfilialnetze in den 1990er Jahren einer im Vergleich zu den vorherigen Jahrzehnten relativ großen Dynamik (Abbildung 3). Arbeiten von Klagge und Jöns (1997) und Jöns (2001) zeigen in diesem Zusammenhang, daß die aus der Eröffnung neuer und Schließung bestehender Bankfilialen resultierende räumliche Organisation der Filialnetze bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts als ein Mosaikstein zur Verstärkung bestehender sozioökonomischer Disparitäten beigetragen hat: zwischen Ungarns Westen und Osten, zwischen Mittelstädten und Kleinstädten, zwischen Orten mit und ohne Bankfiliale. Dies gilt insbesondere für die Bankfilialnetze von Banken, die mit Beteiligung ausländischer Direktinvestitionen (ADI) gegründet wurden und die ihre Filialnetze ab 1990 in Ungarn von Grund auf neu errichtet haben (Abbildung 4). Denn ohne ein qualitativ vergleichbares Angebot von Bankdienstleistungen vor Ort sind mögliche wirtschaftliche Vorteile für ansässige kleine und mittlere Unternehmen, Selbständige und die Bevölkerung nicht in gleicher Weise zugänglich wie an Filialstandorten.³¹

Banken, die unter Beteiligung von ADI gegründet wurden, verfügten von Anfang an über einen vergleichsweise großen Kapitalspielraum und ein auf marktwirtschaftlichen Erfahrungen aufbauendes Know-how. Dieses ermöglichte ein breites Angebot an qualitativ hochwertigen Bankdienstleistungen und hohe Standards in Hinblick auf Kundenservice und Technologie.³² Darüber hinaus unterboten sich die überwiegend nach 1990 gegründeten Joint-venture Banken und Auslandsbanken im Rahmen eines verschärften Wettbewerbs um Kunden gegenseitig mit attraktiven Konditionen, auch wenn sich diese am Ende der 1990er Jahre noch nicht auf alle Marktsegmente

31 Vgl. dazu Klagge 1995.

32 Vgl. Jöns 2001, S. 82-87. Bis 1996 stammten alle ausländischen Investitionen in den ungarischen Geschäftsbanken aus etablierten Marktwirtschaften. Erst 1996 wurde eine traditionelle ungarische Kleinbank (ÁÉB) von einer russischen Bank akquiriert.

gleichermaßen bezogen.³³ Ende 1999 umfaßten die mit ADI gegründeten Banken 62% der Geschäftsbanken und 26% der Bankfilialen.³⁴

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, warum die mit ausländischem Kapital operierenden Banken nach ihrem Markteintritt Filialen an bestimmten Orten eröffneten und an anderen nicht, an einigen Orten früher und an anderen später? Wer oder was war für die Eröffnung einer Bankfiliale verantwortlich? Ein *homo oeconomicus* in Gestalt eines rational planenden und handelnden Bankangestellten? Mehrere *homini oeconomici* oder sonstige Menschen?

Die Akteursnetzwerkperspektive stellt der Vorstellung selbstverantwortlich handelnder Menschen die einer kollektiv verantwortlichen Assoziation menschlicher und nichtmenschlicher Entitäten entgegen (Abschnitt 2). Daher sind für das Verständnis der zugrundeliegende Prozesse möglichst viele Aktanten empirisch zu erfassen und zu systematisieren, die den Neuaufbau der Filialnetze von Banken mit ausländischen Direktinvestitionen beeinflusst und somit kollektiv neue Mediatoren regionaler sozioökonomischer Disparitäten geschaffen haben. Anschließend sollen auf dieser Grundlage invariante Eigenschaften der erfaßten Entitäten durch Abstraktionsarbeit herausgefiltert werden, um das Ergebnis in einem dritten Schritt auf der extrem hohen Abstraktionsebene des allgemeinen Symmetrieprinzips mit diesem zu vergleichen und darauf aufbauend die beobachteten (A)symmetrien erläutern zu können.

33 Die Vergabe von Krediten an private Haushalte und Kleinunternehmen wurde für die mit ausländischen Direktinvestitionen gegründeten Banken aus wettbewerbsbezogenen Erwägungen erst zum Ende der 1990er Jahre interessant (vgl. Jöns 2001, S. 87-90). Die Vor- und Nachteile der zunehmenden Dominanz ausländischer Direktinvestitionen im ungarischen Bankensektor diskutieren Klage (1997), Busch und Weisigk (1997) und Jöns (2001, S. 75).

34 Mit den Internationalisierungsprozessen im ungarischen und tschechischen Bankwesen setzt sich Klage (1997) im Detail auseinander.

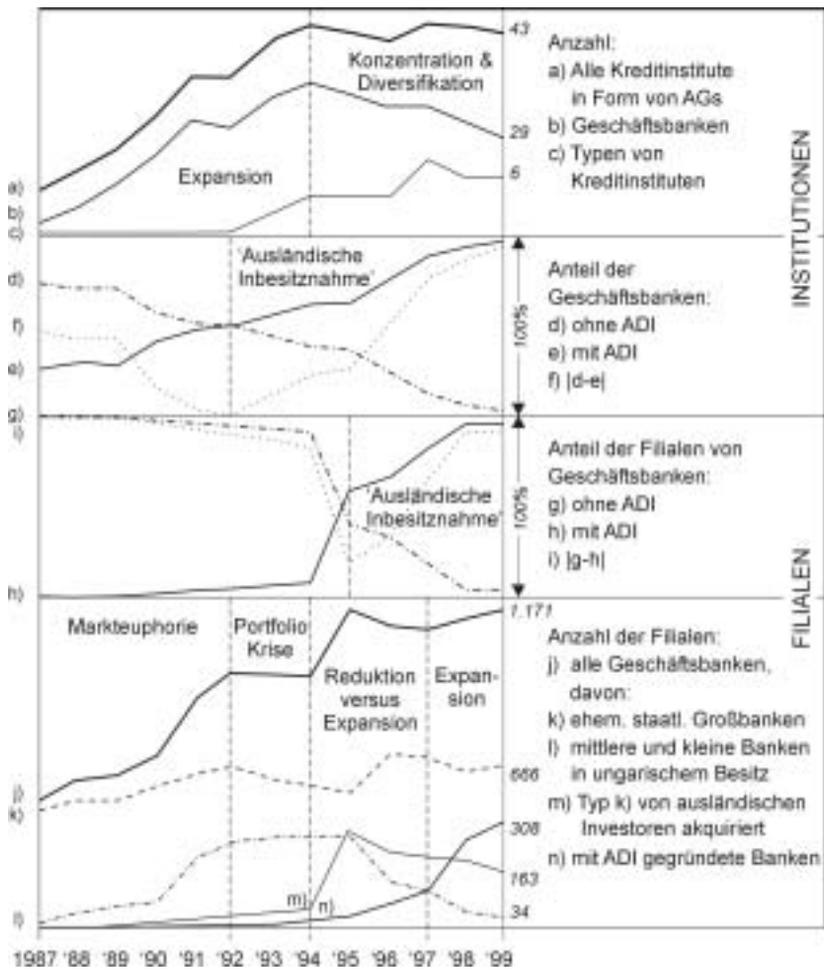


Abb. 3: Institutionelle Entwicklungen im ungarischen Bankwesen, 1987-99 (nach Jöns 2001, S. 113)

Die in diesem Abschnitt präsentierten Erkenntnisse beruhen auf der Auswertung einer Datenbank zu den Filialen aller ungarischen Geschäftsbanken zwischen 1990 und 1999³⁵ und den Ergebnissen von 24 Leitfadeninterviews, die von der Autorin in verschiedenen ungarischen Banken (Zentralen und Zweigstellen) und Bankbehörden in Budapest, Győr, Székesfehérvár und Békéscaba im Frühjahr 1996 (18) und Frühjahr 1999 (6) geführt wurden. Zur Rekonstruktion der für die Filialgründungen verantwortlichen Beziehungsgeflechte wurden im wesentlichen die Leitfadeninterviews herangezogen.

Dem methodischen Problem, über Interviews, aber auch über andere Quellen, immer nur einen Ausschnitt umfassenderer Assoziationen erfassen zu können, sei an dieser Stelle zum einen entgegengehalten, daß eine Assoziation möglichst vieler relevanter heterogener Elemente als grundsätzlich geeigneter für eine möglichst gute Annäherung an ereignisrelevante Zusammenhänge betrachtet wird als stärker prädestinierte Auffassungen, die singuläre Faktoren und deren Beziehungen herausgreifen und damit eher bestehende Vorstellungen zementieren. Zweitens läßt sich eine Argumentation von Jonathan Murdoch anführen, die auf Komplexitätsreduktion im Sinne des Konzepts der Black boxes rekurriert. Vor ihrem Hintergrund reduziert sich die Zahl der (primär) relevanten Entitäten erheblich und wird der Weg in die unendliche Vernetzung gekappt:

“Sometimes the sheer complexity of the relations might be almost impossible to follow through all their twists and turns. In such instances it might be necessary somehow to reduce or simplify complexity into what I will call (after Wynne, 1992) ‘first-order approximations’; that is, shorthand descriptions of the most significant relations and actions within the networks. [...] In conventional ANT terms this might be described as a process of “black boxing” (Latour 1987) whereby some of the processes that give rise to network effects are hidden from view, made to disappear ‘behind’ first-order approximations”³⁶.

35 Die entsprechenden Angaben stammen aus dem Hungarian Financial and Stock Exchange Almanach, der jährlich erscheint (vgl. z.B. Kerekes 1998). Sie wurden korrigiert und ergänzt auf Grundlage der Jahresberichte der Ungarischen Nationalbank, der ungarischen Bankenaufsicht und verschiedener Geschäftsbanken. Vgl. auch Jöns 2001, S. 67.

36 Vgl. Murdoch 1997a, S. 744.



Abb. 4: Bankfilialnetze der mit ausländischen Direktinvestitionen gegründeten ungarischen Banken, 1998 (eigener Entwurf)

Nach ihrem Markteintritt strebten die Banken mit ausländischen Direktinvestitionen eine Filialnetzgröße von maximal 20 Standorten an. Dies entspricht mehr oder weniger der Zahl der ungarischen Komitatshauptstädte (19), die sich, im wesentlichen als ein Resultat sozialistischer Siedlungs- und Wirtschaftspolitik, entlang zweier Zentralitätsringe um Budapest herum, relativ gleichmäßig im Land verteilen (Abbildung 4).³⁷ Als Erbe aus sozialistischer Zeit bildeten die Komitatshauptstädte Anfang der 1990er Jahre Agglomerationen industrieller Betriebe, von denen einige, trotz einer mehrheitlich schlechten wirtschaftlichen Verfassung, Ziele ausländischer Direktinvestitionen wurden und somit Ausgangspunkte für attraktive Bankgeschäfte boten. Reißbrettplanung durch *homines oeconomici* schien auszureichen, um einen angestrebten elitären Kundenkreis in angemessener Weise zu bedienen. Diese Reißbrettplanung basierte im wesentlichen auf Indikatoren zur regionalen Wirtschafts- und Bevölkerungsstruktur, darunter die Zahl der Unternehmen und Joint-ventures und das Durchschnittseinkommen der Bevölkerung.

37 Zur Entstehung der Zentralitätsringe vgl. Jöns 1996, Kapitel 3.

Da die neuen Banken mehr oder weniger alle einen Filialstandort in den regionalen Zentren anstrebten, standen sie zunächst im Wettbewerb um den Zeitpunkt der Filialeröffnung. Nach Aussage von Filialnetzstrategen haben lokale Bedingungen die Reihenfolge der Gründungen ganz maßgeblich beeinflusst. Wesentlich waren die Erreichbarkeit von Budapest aus über gute Verkehrswege und eine sichere Kommunikationsverbindung, die Verfügbarkeit eines angemessenen Bankgebäudes, die Wettbewerbssituation durch die Präsenz anderer Banken, die Kooperationsbereitschaft und das Engagement lokaler Behörden und Entscheidungsträger sowie verfügbare Humankapitalressourcen in Form von qualifizierten Bankangestellten und einer kompetenten Filialleitung.³⁸

Als sich der Wettbewerb auf dem institutionell übersättigten Bankenmarkt (Abbildung 3) ab 1996 unter anderem deshalb stark erhöhte, weil sich alle Banken mit ausländischer Beteiligung an den gleichen Standorten um den gleichen Kundenkreis bemühten, erlangten die genannten nichtmenschlichen und menschlichen Aktanten nicht nur für den Zeitpunkt der Gründung, sondern auch für die Wahl neuer Standorte außerhalb der regionalen Zentren wichtige Bedeutung.³⁹

Von den mit ausländischen Direktinvestitionen gegründeten Banken wurden in diesem Zusammenhang kleinere Standorte im Nordwesten und Westen des Landes solchen im Osten des Landes eindeutig vorgezogen. Dies gilt auch für Standorte im Osten, die über gesicherte Industrieansiedlungen, touristische Attraktionen oder eine strategisch günstige Lage an stark frequentierten Grenzübergängen verfügten und darüber hinaus operative Kostenvorteile durch niedrigere Löhne und Immobilienpreise aufwiesen.

Dafür verantwortlich zeichnen zum einen wirtschaftliche Kontaktnetze und Kontaktpotentiale, die sich nach dem politischen Umbruch für Ungarn von

38 Den Humankapitalressourcen kommt aus regionalwirtschaftlicher Perspektive eine besondere Bedeutung zu, weil höherqualifizierten Filialleiterinnen und Filialleitern meist größere Entscheidungskompetenzen übertragen werden und diese somit von zentralen Vorgaben aus Budapest unabhängiger und kontextbezogener Entscheidungen treffen können (Jöns und Klagge 1997, S. 42).

39 Insgesamt hatte die gleichartige regionale Organisation der Bankfilialnetze wesentlichen Anteil daran, daß sich die Banken in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre entweder weniger attraktiven Marktsegmenten an den bestehenden Filialstandorten öffneten und/oder neue Filialstandorte erschlossen, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Die Wahl neuer Standorte außerhalb der regionalen Zentren bedeutete meist zwangsläufig die Öffnung gegenüber neuen Marktsegmenten (Kreditfinanzierung von Kleinunternehmen und privaten Haushalten; Hinwendung zum Massengeschäft mit weniger finanzkräftigen Privatkunden).

einem Ost-West-Gefälle zu einem West-Ost-Gefälle nahezu umgekehrt haben.⁴⁰ In sozialistischer Zeit waren die wirtschaftlichen Interaktionen Ungarns auf die Comecon-Staaten konzentriert. Investitionen wurden von Budapest aus vor allem im Osten und speziell im Nordosten des Landes, in der Grenzregion zur Sowjetunion getätigt. Da das Bankwesen eine untergeordnete Bedeutung in der zentralen Planwirtschaft besaß, manifestierten sich diese wirtschaftlichen Kontaktnetze nicht in Bankfilialnetzstrukturen, sondern primär in industriellen Großbetrieben. Seit dem politischen Umbruch, der Hinwendung zur Marktwirtschaft und infolge des großen Interesses Ungarns an einer EU-Mitgliedschaft befinden sich attraktive internationale Kooperationspartner in der Wirtschaft vor allem im Westen des Landes. Folglich haben dort auch zahlreiche ausländische, meist westeuropäische Firmen investiert, um wirtschaftliche Vorteile Ungarns (z.B. niedrigere Steuern und Lohnkosten) und kurze Wege zum westeuropäischen Markt zu nutzen.⁴¹

Neben den veränderten wirtschaftlichen Kontaktnetzen und Kontaktpotentialen scheinen vorherrschende Diskurse über den wirtschaftlich rückständigen und peripheren Osten die zögerliche Haltung der ausländisch und westlich geprägten Banken, Filialen in der Osthälfte des Landes auch außerhalb der regionalen Zentren zu eröffnen, mitbestimmt zu haben. Es handelt sich um Diskurse und Vorstellungen, in denen die Wahrnehmung bestehender Disparitäten durch die wirtschaftspolitische Orientierung an der EU verstärkt wurde. Dieses Phänomen, das John Agnew in einem anderem Zusammenhang als eine Melange von Fakten und Fiktion bezeichnete,⁴² ordnet sich nahtlos in die von Ian Hamilton betonte vollständige Re-evaluierung von Standorten im Zuge eines System- und Ideologiewechsels ein⁴³ und läßt sich ganz pauschal mit Westen – EU – gut versus Osten – Rußland – schlecht polarisieren.⁴⁴

Wirtschaftlich durchaus rentable Standorte im Osten könnten zum Beispiel Tokaj als ein Zentrum der Weinproduktion, Gyula als Heilbad in landschaft-

40 Vgl. Hamilton 1995, S. 74.

41 Vgl. Aschauer 1995; Cséfalvay 2000; Meusburger 2001, 18.

42 Vgl. Agnew 1999.

43 Vgl. Hamilton 1995, 1999.

44 Ähnliche Vorstellungen über verschiedene Regionen Ungarns haben auch Unterschiede in der Kreditvergabepolitik der mit ADI gegründeten Banken forciert und somit Ungleichheiten im Zugang zu Bankdienstleistungen trotz vorhandener Filialen verstärkt (vgl. Jöns und Klagge 1997, S. 59ff.).

lich und historisch reizvoller Umgebung oder Tuzsér am Grenzübergang zur Ukraine darstellen. So eröffnete die aus einer ungarischen Gründung hervorgegangene Inter-Európa Bank 1998 eine Filiale in Tuzsér, die sich nach Aussage eines Managers im ersten Geschäftsjahr aufgrund der strategisch günstigen Lage am Hauptgrenzübergang in Richtung Rußland zu einem überraschend profitablen Standort entwickelte.

Zusammenfassend zeichnete für die Eröffnung neuer Bankfilialen durch die mit ADI gegründeten ungarischen Banken eine Vielzahl heterogener Aspekte verantwortlich, die sich mit vier Themenkomplexen charakterisieren lassen:

- Erbe aus sozialistischer Zeit;
- lokale menschliche und nichtmenschliche Akteure;
- wirtschaftliche Kontaktnetze und Kontaktpotentiale;
- ideologisch geprägte (Vor)Urteile und Diskurse über unterschiedlich attraktive Regionen Ungarns.

Für jede Bankfiliale wäre es möglich, eine spezifische Assoziationskette der jeweils wichtigsten Aktanten zu zeichnen, die für die Durchführung und den Zeitpunkt einer Filialgründung kollektiv verantwortlich waren. Zwar sind einzelne Aktanten einer solchen Assoziationskette in gewissem Maße substituierbar, jedoch kann letztendlich jedes Element im Sinne der wechselseitigen Relationierung die Errichtung oder Existenz einer Filiale ermöglichen bzw. verhindern.

4 (A)symmetrien im Konzept der Akteursnetzwerke

Vor dem Hintergrund von Abbildung 5, welche die zuvor identifizierten Aktanten im Filialgründungsgeschehen des ungarischen Bankwesens in den 1990er Jahren nach ontologisch relevanten Kriterien systematisiert, stellen zwei wesentliche Beobachtungen die in der Akteursnetzwerktheorie postulierte Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmenschen in Frage.

Der ersten Beobachtung zufolge lassen sich drei Typen von temporär zu identifizierenden Aktanten unterscheiden, die für die Produktion und Konfiguration regionalwirtschaftlich relevanter Geographien der ungarischen Bankfilialnetze kollektiv verantwortlich zeichnen. Diese umfassen erstens materielle Entitäten, die soziomateriell überformt sein können, wie zum Beispiel das benötigte Bankgebäude oder die sichere Kommunikationsverbin-

dung. Sie entsprechen in diesen Fällen den klassischen soziomateriellen Nichtmenschen, die synonym auch als Quasi-Objekte, Inskriptionen und unveränderliche Mobile bezeichnet werden.⁴⁵ Zweitens tragen menschliche Akteure wie die lokalen Entscheidungsträger und die Bankangestellten zum Gründungsgeschehen bei. Drittens üben geistige Entitäten wie Vorstellungen über verschiedene Regionen Ungarns bis hin zu persönlichen Erfahrungen der Banker einen wichtigen Einfluß aus ("When they are not friendly, we go to another place. Why to fight if there is an easier way."⁴⁶).



Abb. 5: Ausgewählte Aktanten im Filialnetzgründungsprozess (eigene Interviews; eigener Entwurf)

Dem allgemeinen Symmetrieprinzip der Akteursnetzwerktheorie zufolge lassen sich mit menschlichen und nichtmenschlichen Wesen jedoch nur zwei Typen von Aktanten bei der Formierung von Akteursnetzwerken unterscheiden (Abbildung 6). Diese können ontologisch hybrid sein und sind höchstens temporär als Resultate und potentielle Mediatoren von Netzwerkbildungsprozessen zu differenzieren. Aus den einschlägigen Ausführungen zur

45 Vgl. Fußnoten 47-49.

46 Filialnetzstrategie aus der Hauptverwaltung einer ungarischen Auslandsbank (Interview vom Frühjahr 1996).

Akteursnetzwerktheorie geht jedoch nicht klar hervor, wie sich Gedanken in Form von Konzepten, Wissen, Vorstellungen oder Ideen in das binäre Aktantenkonzept von Menschen und Nichtmenschen eingliedern.

Beispielgebend für höchstens vage Angaben zu diesem Thema ist erstens die folgende jüngere Aussage Latours zu seinem Verständnis heterogener Assoziationsketten:

“Empiricism, Latour style: what is compared are [...] long chains of associations including psychological, ideological, cognitive, social, and material entities, many of which are non-human agents”⁴⁷.

Wie Latour den von ihm zumindest implizit postulierten Unterschied zwischen nichtmenschlichen und anderen Akteuren seines Beispiels definiert, geht weder aus der zitierten Aussage (*many of which*) noch aus dem umgebenden Text hervor.

Zweitens scheinen Nichtmenschen immer zumindest teilweise zur materiellen Welt zu gehören.⁴⁸ Gerade durch die alternativ verwendeten Begriffe Quasi-Objekte⁴⁹, Inskriptionen⁵⁰ oder *immutable mobiles*⁵¹, rückt die Materialität von Nichtmenschen in den Vordergrund.

Drittens betonen Kritiker der Akteursnetzwerktheorie, daß Metaphern und Diskurse einen lebendigen Bestandteil wissenschaftlichen Arbeitens darstellen,⁵² daß aber das Repertoire der Akteursnetzwerktheorie nichts zur Rolle von Wissen für die Verbindung von Wissenschaftlern aussagt.⁵³

Viertens setzt sich Latour selber in seinem Buch *We have never been modern* wiederholt mit hybriden Dreiheiten aus Natur, Diskurs und Gesellschaft auseinander.⁵⁴ Auch in seinem jüngeren Werk *Pandora's hope* betont er wiederholt die vermittelnde Rolle von Bedeutung, Zeichen und Diskurs im Rahmen menschlicher Interaktionen, ohne daß dies jedoch eine kritische Reflexion

47 Vgl. Latour 1999a, 124.

48 Vgl. z.B. Latour 1993, S. 79, 138; Bingham 1996, S. 643-647.

49 Vgl. Latour 1993, S. 51-55.

50 Vgl. Latour 1987, S. 64-70.

51 Vgl. Ebenda, S. 227; Bingham 1996, S. 650.

52 Vgl. Demeritt 1996, 489, der sich auf feministische Kritiken zur Akteursnetzwerktheorie bezieht.

53 Vgl. Murdoch 1997a, 753, der verschiedene Kritiken zusammenfaßt.

54 Vgl. Latour 1993, S. 6, 90.

der Typen von Mediatoren nach sich zieht, die in Netzwerkbildungsprozessen involviert sind.

Beispielsweise führt Latour das Konzept der *factishes* für Wissen und Glaubensauffassungen ein. Indem er bekundet, daß beide Aspekte, Wissen und Glauben, autonom sind, sofern sie gut konstruiert wurden, erkennt Latour an, daß *factishes* Argumente und Handlungen ermöglichen und beeinflussen.⁵⁵ Dies bedeutet, daß er ihnen die Kapazität zu handeln zugesteht und somit gewissermaßen ein immaterielles Pendant zu (sozio)materiellen nicht-menschlichen Wesen kreiert. Demnach scheinen in der Tat mehr als zwei Arten von Aktanten für Netzwerkbildungsprozesse verantwortlich zu sein, aber weder Latour noch seine Kollegen noch seine Kritiker haben zu irgendeinem Zeitpunkt die grundlegenden Typen von Mediatoren in Netzwerkbildungsprozessen neu durchdacht.



Abb. 6: *Das allgemeine Symmetrieprinzip der Akteursnetzwerktheorie (eigener Entwurf)*

Die vehemente Ablehnung sozialkonstruktivistischer Gesellschaftskonzeptionen durch Akteursnetzwerktheoretiker scheint eine Konzentration auf die vorher ignorierte Rolle von Dingen für gesellschaftliche Konstitutionsprozesse bedingt zu haben.⁵⁶ Dies führte jedoch zugleich dazu, daß geistige Aktanten vor allem unter dem Etikett „Menschen“ subsumiert, aber auch in Teilen der nichtmenschlichen Welt übersehen wurden (vgl. Abschnitt 5).

55 Vgl. Latour 1999b, S. 274.

56 Seit die Akteursnetzwerktheorie im Laufe der 1980er Jahre als dezidiert kritischer Ansatz gegenüber den Konzepten der Edinburger Schule des sozialen Konstruktivismus Gestalt annahm, entwickelte sich eine starke Kontroverse zwischen diesen beiden konstruktivistischen Gedankengebäuden. Gegen Ende der 1990er Jahre erreichte der konzeptionelle Konflikt in einer schriftlichen Auseinandersetzung zwischen David Bloor und Bruno Latour, zwei Hauptvertretern der beiden Richtungen, seinen vorläufigen Höhepunkt (vgl. BLOOR 1999a; 1999b; LATOUR 1999a). Mit der Geschichte dieser Kontroverse und deren Einbettung in die Entwicklung verschiedener wissenschaftssoziologischer Basiskonzepte im 20. Jahrhundert setzt sich Jöns (2002) auseinander.

Der erster konstruktive Kritikpunkt lautet daher, daß für ein grundlegendes Verständnis von Netzbildungsprozessen die Geschehnisse auf der Seite der Menschen zu entwirren und folglich geistige bzw. mentale Entitäten als ein dritter Typ von Aktanten anzuerkennen sind.

Geistige Aktanten tragen der Existenz eines immateriellen Pendantes zu (sozio)materiellen nichtmenschlichen Aktanten Rechnung. Sie umfassen jegliche Art von Gedanken, Erinnerungen und Gefühlen, die in starkem Maße menschliche Handlungen beeinflussen und somit eigenständige Aktanten darstellen. Geistige Aktanten agieren im Kopf eines menschlichen Akteurs oder in Form von Äußerungen, die von anderen Aktanten empfangen werden. Die Beispiele von Wissen, gespeicherten Informationen, Erfahrungen und Meinungen verdeutlichen, daß sie zugleich auch Resultate von Netzbildungsprozessen darstellen. Folglich können menschliche Interaktionen auch nicht nur durch materielle Ressourcen stabilisiert und in Raum und Zeit verbreitet werden, wie es die Akteursnetzwerkperspektive betont,⁵⁷ sondern auch auf der Grundlage von Erinnerungen als eine Form geistiger Entitäten.

Erinnerungen werden genauso wie (sozio)materielle nichtmenschliche Wesen im Verlauf von Ereignissen kollektiv produziert oder verändert und können neue Übersetzungen und Transformationen aktiv gestalten. Ohne die Fähigkeit, Eindrücke, Informationen oder Wissen zu speichern, d.h. zu erinnern, wären Menschen auch nicht in der Lage, die Bedeutung von einst konstruierten Soziomaterialitäten wiederzuerkennen und zum Beispiel einen Bankautomaten erfolgreich zu bedienen.⁵⁸ Mentale Aktanten sind aber auch notwendig, um Materie absichtsvoll in Zeichen zu transformieren. Die Tatsache, daß ein Text, der einem Zweck dienen soll, zur semiotisch-materiellen Welt gehört und somit als soziomaterielles Hybrid Geistiges und Materielles vereint, impliziert beispielsweise, daß die Erfüllung dieses Zwecks Kompetenzen auf der Seite des interpretierenden Akteurs erfordert, die vorher zumindest einmal vermittelt oder selbst erworben werden müssen. Vor diesem Hintergrund wird es möglich, Materie und Bedeutung oder *Signifiant* und *Signifié* voneinander getrennt zu denken, weil die Wirkung eines Textes

57 Vgl. Murdoch 1997b, S. 327.

58 Peter Meusburger spricht zum Beispiel von *Vorwissen*, das „[f]ür die Wahrnehmung von Signalen, die Interpretation von Nachrichten sowie die epistemische Bewertung von Informationen [erforderlich ist]“ (Vgl. Meusburger 1998, 70).

(z.B. eines Geldscheins oder jeden anderen soziomateriellen Hybrids) auf der Assoziation *geistiger*, *soziomaterieller* und *menschlicher* Aktanten beruht:

“Texts order only if they are not destroyed *en route*, and there is someone at the other end who will read them and order her conduct accordingly”⁵⁹.

Dies bedeutet aber auch, daß mindestens drei eigenständige Typen von Aktanten zu berücksichtigen sind, um der Komplexität von Netzwerkbildungsprozessen hinreichend gerecht werden zu können: (Sozio)materielle Entitäten wie ein Text, mentale Entitäten, die das Verständnis des Textes ermöglichen, und Menschen, die zusätzlich gewillt sind, sich der erschlossenen Bedeutung entsprechend zu verhalten.

Die zweite Beobachtung zu den Aktanten im Filialgründungsgeschehen besteht darin, daß die identifizierten materiellen und mentalen Aktanten in Hinblick auf den Ideologie- und Systemwechsel von der Plan- zur Marktwirtschaft mehr oder weniger eindeutig klassifiziert werden können als Erbe aus sozialistischer oder vorsozialistischer Zeit und als neues Phänomen des marktwirtschaftlich organisierten Wirtschafts- und Gesellschaftssystems (Abbildung 5). Menschliche Akteure entziehen sich jedoch dieser Klassifizierung. Vielmehr stellen wir Menschen ein komplexes dynamisches Netzwerk aus verschiedensten materiellen und geistigen Bausteinen dar, die einer kontinuierlichen Veränderung unterliegen. Dies gilt zumindest so lange, bis der dynamische Kreislauf, der Materie und Geist verbindet und uns am Leben erhält, aufhört zu existieren, und wir dadurch von Menschen zu (sozio)materiellen Körpern reduziert werden.

Der zweite konstruktive Kritikpunkt lautet daher, daß das Konzept soziomaterieller Hybridität in mindestens zwei möglichen Bedeutungen zu verwenden ist: historische Hybridität und dynamische Hybridität. Die Akteursnetzwerktheorie berücksichtigt historische Hybridität, die Spuren spezifischer geistiger Überformungen meint, welche durch die Sozialisierung von Materie entsteht. Darüber hinaus läßt sich dynamische Hybridität im Sinne einer lebendigen Verbindung von Materie und Geist identifizieren, die es uns Menschen ermöglicht, Elemente aus beiden Reichen dauerhaft zu verknüpfen.

59 Vgl. Law 1994, S. 102.

Unterstützt wird dieses Konzept der zwei Bedeutungen von Hybridität durch Henri Lefebvres Auseinandersetzung mit dem problematischen Charakter der Subjekt-Objekt Polarität moderner Gesellschaftstheorien, da er zunächst das Konzept soziomaterieller Hybridität umreißt:

“The object, just easily as the subject, may assume a burden of ideology (of signs and meanings). By conceiving of the subject without an object (the pure thinking ‘I’ or *res cogitans*), and of an object without a subject (the body-as-machine or *res extensa*), philosophy created an irrevocable rift in what it was trying to define”⁶⁰.

Um die Defizite der Subjekt-Objekt-Dichotomie zu verdeutlichen, bezieht er sich schließlich auch auf den *living body*, der in diesem Aufsatz durch das Prinzip der dynamischen Hybridität konzeptionalisiert wurde:

“The living body, being at once ‘subject’ and ‘object’, cannot tolerate such conceptual division”⁶¹.

Vor diesem Hintergrund erscheint die konzeptionelle Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmensen nicht mehr konsistent. Denn das, was Akteursnetzwerktheoretiker unter Menschen verstehen, bedeutet viel mehr als das, was als nichtmenschlich gilt. Die komplexen Attribute und Fähigkeiten, die mit Menschen assoziiert sind – Körper, Gedanken, Geist, Verstand, Sprache, Wissen oder Kultur – bedingen in gewisser Weise ein ungleiches Machtverhältnis und somit eine asymmetrische Beziehung (Abbildung 7).



Abb. 7: Die implizite Asymmetrie des allgemeinen Symmetrieprinzips (eigener Entwurf)

Eine konsistente Ontologie von Aktanten ergibt sich jedoch, wenn man geistige Entitäten als eigenständige Aktanten anerkennt und zugleich den Men-

60 Vgl. Lefebvre 1991, S. 406.

61 Vgl. Lefebvre 1991, S. 407.

schen ihre zentrale Vermittlerrolle zwischen der geistigen und der materiellen Welt zurückgibt (Abbildung 8).



Abb. 8: Ein neues menschenzentriertes Aktantenkonzept (eigener Entwurf)

5 Menschen und andere dynamische Hybride

Versteht man Menschen als Wesen, in denen Mentales und Materielles auf dynamische Weise verknüpft ist und die ihrerseits aktiv andere Aktanten miteinander verbinden, so wird deutlich, daß ihre Kompetenzen wegen der kombinierten Fähigkeiten letztendlich größer sind als die geistiger Entitäten und auch die der meisten soziomateriellen nichtmenschlichen Wesen in der konventionellen Akteursnetzwerktheorie. Menschen sind so wichtig für Vermittlungs- und Verknüpfungsarbeit, daß sie buchstäblich auf beiden Seiten der Hauptachse des neuen Aktantenkonzeptes zu finden sind: Menschen sind dynamische Hybride, d.h. Wesen, die Materie in Zeichen transformieren und Zeichen interpretieren können.

Dies bedeutet nicht, daß alle Menschen die gleichen Kompetenzen besitzen. Grundsätzlich weisen sie aber als Gemeinsamkeit eine charakteristische, dynamische Interaktion von Materie und Geist auf und bilden somit eine solide Achse für das neue Aktantenkonzept, die zwischen (hybriden) mentalen und (hybriden) materiellen Entitäten vermittelt.⁶²

Menschen sind die komplexesten dynamischen Hybride in der bekannten Welt, aber nicht die einzigen. Als integraler Bestandteil der Natur sind Menschen zum einen nicht die einzigen Organismen, die in der Lage sind, Zeichen zu produzieren und zu interpretieren. Beispielsweise setzen sich jüngere Arbeiten in Anthropologie und Geographie mit den Konstruktionen, dem Wissen und Bewußtsein nicht-menschlicher Tiere und anderer nicht-mensch-

62 Unter hybriden geistigen Aktanten sind solche zu verstehen, die als Resultat der Vermittlungs- und Verknüpfungsarbeit mit ontologisch heterogenen Entitäten einen unmittelbaren Bezug zur physischen Umwelt aufweisen (z.B. experimentell gewonnenes naturwissenschaftliches Wissen).

licher Lebensformen auseinander und erkunden die Beziehungen zwischen Menschen und nicht-menschlichen Tieren.⁶³ In der Akteursnetzwerktheorie werden allerdings andere als menschliche Organismen zusammen mit unbelebten Objekten unter dem Label ‚nichtmenschlich‘ zusammengefaßt. Dies wirft die Frage auf, ob unbelebte Objekte und andere als menschliche Organismen wirklich *in jeder Hinsicht* gleichbehandelt werden können oder ob es sich dabei nicht wiederum um eine menschenzentrierte Perspektive handelt, der die Akteursnetzwerktheorie eigentlich entkommen möchte?

Zum anderen betont Donna Haraway, daß in den 1990er Jahren nicht nur *Organismen* Zeichen interpretieren können (was vielleicht noch in den 1930er Jahren galt), sondern auch bestimmte Maschinen.⁶⁴ Nur so können beispielsweise Bankfilialen mit Basisservice durch Geldautomaten substituiert oder in ihrem Service auf wichtige Weise ergänzt werden. Eine umfangreiche sozialwissenschaftliche Literatur zu neuen Technologien, künstlicher Intelligenz, Donna Haraways *cyborgs* und neuen Formen künstlichen Lebens unterstreicht, daß Menschen und andere Organismen mit ihren spezifischen Eigenschaften, die sich aus der dynamischen Verbindung von Materie und Geist ergeben, zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht alleine sind, auch wenn technologische Entwicklungen bisher nur einen Bruchteil menschlicher Fähigkeiten substituieren oder erweitern können.⁶⁵

Folglich weisen nicht nur Menschen, sondern auch andere Organismen sowie laufende Computer und Roboter Eigenschaften von dynamischen Hybriden auf. Obwohl dynamische Hybriden, auch Menschen untereinander, mit sehr verschiedenen Fähigkeiten ausgestattet sind, zeichnet sie alle eine kontinuierliche Zirkulation aus, die eine dynamische Verbindung von materiellen und immateriellen (u.a. geistigen) Elementen ermöglicht. Damit einher gehen verschiedene Kompetenzen zur Transformation von Materie in Zeichen und/oder zu deren (Wieder)Erkennung, Interpretation, Verarbeitung und Speicherung. Die Fähigkeiten dynamischer nichtmenschlicher Entitäten (z.B. Bankautomaten) sind denen der Menschen näher als denen anderer Nichtmenschen (z.B. Geldscheine), weil sie einen größeren Verhandlungs- und Verknüpfungsspielraum als nicht-dynamische Aktanten besitzen (die

63 Vgl. z.B. Ingold 1988; Philo und Wilbert 2000; Whatmore und Thorne 2000.

64 Vgl. Haraway 1997, S. 126-127.

65 Einstiege in die genannten Diskurse bieten Turkle 1985; 1997; Haraway 1991; Hinchliffe 1996; Light 1997; Crang, Crang und May 1999; Negrotti 2000.

Grenzen zwischen Materiellem, dynamischen Hybriden und Immateriellem verschwimmen jedoch, sobald man eine exakte Trennung versucht).

Der dritte und letzte konstruktive Kritikpunkt an der Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmenschen lautet daher, daß nichtmenschliche dynamische Hybride und andere Nichtmenschen zu differenzieren sind, um verschiedenen Ebenen von Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten gerecht zu werden und somit Netzwerkbildungsprozesse besser verstehen zu können. Dieser Schritt vollzieht außerdem eine Aufhebung der menschenzentrierten Perspektive, die paradoxerweise noch charakteristisch für die als anti-humanistisch bezeichnete klassische Akteursnetzwerkperspektive ist.⁶⁶ Schließlich legen weder die konventionelle (A)Symmetrie noch das vorgeschlagene menschenzentrierte Aktantenkonzept auf konsistente Weise Rechenschaft über die große Vielfalt von Entitäten ab, die wesentliche menschliche Eigenschaften aufweisen, aber definitiv nicht menschlich sind.

Die daraus resultierende vorgeschlagene Ontologie temporär zu differenzierender Aktanten identifiziert Menschen und andere dynamische Hybride als *dynamische Mediatoren* zwischen reinen und hybriden *materiellen Entitäten*, welche die Welt der Materie und der nicht-dynamischen soziomateriellen Hybride repräsentieren, sowie reinen und hybriden *immateriellen Entitäten*, welche die Welt der Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen, (geteilten) Auffassungen, Ideologien, Gefühle und virtuellen Realitäten konstituieren (Abbildung 9).



Abb. 9: Eine komplexe Trinität von Aktanten (eigener Entwurf)

⁶⁶ Zur Ablehnung des Humanismus siehe z.B. Latour 1993, S. 136-138; 1999b, S. 3, 17-19. Jonathan Murdoch (1997b, S. 332) setzt sich mit Interpretationen des Menschen in der Humangeographie auf Grundlage des akteursnetzwerktheoretischen ‚Anti-Humanismus‘ auseinander (vgl. auch Whatmore 1999). Kritische Anmerkungen zur Rolle des Menschen in der Akteursnetzwerktheorie finden sich beispielsweise bei Amsterdamska (1990), Collins und Yearley (1992) und Pels (1996).

In Anlehnung an das klassische Aktantenkonzept der Akteursnetzwerkperspektive können *alle* Typen von Aktanten eine eigene Geschichte aufweisen, hybrid sein und die Verantwortung für Geschehnisse und Handlungen teilen. Dadurch lösen sich häufig vorausgesetzte Annahmen über eine grundsätzlich unterschiedliche Wirkungsweise einzelner Elemente der ontologisch zu differenzierenden Bereiche und ihrer heterogenen Akteursnetzwerke genauso wie im klassischen Aktantenkonzept auf. Jedoch wird mit der Ausweisung von dynamischen Hybriden die Dimension des Verantwortungsspielraums hinzugefügt. Ereignisse können auch ohne die Beteiligung dynamischer Hybride stattfinden, aber um aktiv Materie zu sozialisieren und Gedanken zu materialisieren sind dynamische Hybride erforderlich. Im Unterschied zu nicht-dynamischen Entitäten können diese je nach Fähigkeiten und Situation für ihre Handlungsverantwortung in den meisten Fällen auch zur Verantwortung gezogen werden.

Wolfgang Zierhofer wies darauf hin, daß jedes Konzept, welches mit mehr als einer Kategorie arbeitet, sich früher oder später mit der peinlichen Frage konfrontiert sieht, wie die verschiedenen Bereiche verbunden sind. In bezug auf die Drei-Welten-Theorie von Karl Popper argumentiert er, daß dieses Konzept es nicht geschafft hätte, Interaktionen zwischen der mentalen, materiellen und sozialen Welt auf schlüssige Weise zu konzeptionalisieren.⁶⁷ Auf die in diesem Zusammenhang entscheidende Frage, wie die zumindest temporär ontologisch zu differenzierenden, aber gleichzeitig von soziomaterieller Hybridität durchsetzten Domänen von materiellen und immateriellen Erscheinungen im vorgeschlagenen Aktantenkonzept verbunden sind, kann durch den Verweis auf das Konzept der *dynamischen Hybride* eine schlüssig erscheinende Antwort offeriert werden.

6 Resümee

Das Menschenbild der seit Mitte der 1990er Jahre zunehmend in der Geographie rezipierten Akteursnetzwerktheorie stellt die weitverbreitete Vorstellung selbstverantwortlich handelnder Menschen in Frage, indem es eine konzeptionelle Symmetrie von Menschen und Dingen im Rahmen von Netzbildungsprozessen postuliert.

67 Vgl. Zierhofer 1999, S. 3.

Die Anwendung der Akteursnetzwerkperspektive auf das jüngere Filialgründungsgeschehen im ungarischen Bankwesen brachte jedoch drei wesentliche Kritikpunkte hervor, die in den Vorschlag einer erweiterten Akteursnetzwerkperspektive mündeten:

- eine Vernachlässigung des Akteursstatus von Gedanken im Konzept der Menschen und Nichtmenschen;
- ein eindimensionales Verständnis von soziomaterieller Hybridität und potentieller Handlungsverantwortung;
- eine pauschale Subsumierung von nichtmenschlichen dynamischen Hybriden und anderen nichtmenschlichen Entitäten.

Die aus der Empirie generierte erweiterte Akteursnetzwerkperspektive ist mit dem Argument verbunden, daß die Symmetrie zwischen Menschen und Nichtmenschen weiterhin einen in Kartesischen Dualismen gefangenen, reduktionistischen Blickwinkel impliziert.⁶⁸ Um ein vollständigeres Verständnis von Netzbildungsprozessen zu ermöglichen, dehnt die neue Ontologie von Aktanten den Fokus auf die Dreiheit aus immateriellen Aktanten, (sozio)materiellen Gegebenheiten und dazwischen vermittelnden Praktiken von Menschen und anderen dynamischen Hybriden aus.⁶⁹

Menschen erscheinen zwar unverzichtbar, um heterogene Netzwerke wie Bankfilialnetze zu formen, dennoch zeigte sich, daß deren räumliche Organisation nur durch die Betrachtung des Zusammenspiels und der Wirkung aller beteiligten Aktanten zu verstehen ist. Eine wesentliche Lektion für geographische Untersuchungen scheint darin zu bestehen, daß alle Entitäten der drei Basiskategorien in Hinblick auf ihre potentiellen Effekte ernstgenommen werden müssen.⁷⁰ Dies bedeutet aber auch, daß jede Entität und Asso-

68 Vgl. dazu Latour 1993.

69 Diese Vorgehensweise hat sich auch in einem anderen empirischen Kontext bewährt. So zeigte sich im Rahmen einer wissenschaftsgeographischen Studie, daß die Vielfalt der geographischen Bezüge verschiedener wissenschaftlicher Praktiken im Rahmen internationaler Wissenschaftsbeziehungen nur auf Grundlage einer *erweiterten* Akteursnetzwerkperspektive konzeptionell adäquat zu fassen ist (vgl. Jöns 2002).

70 Geographische Imaginationen, Ideen, Ideologien, virtuelle Realitäten, sozial geformte, vom Menschen im wahrsten Sinne des Wortes manipulierte natürliche Entitäten und verschiedene Arten von (Bio)Technologien stellen zwar konstruierte und nicht zwangsläufig gegebene Realitäten dar, doch macht sie die Tatsache einer menschenbedingten Konstruktionsgeschichte später nicht unbedingt kontrollierbar, weil sie als zunehmend reale Entitäten eine Eigendynamik entwickeln und rasch außer Kontrolle geraten können (vgl. Abbildung 2).

ziation erstens einen möglichen Ausgangspunkt für den empirischen Forschungsprozeß und zweitens einen Ansatzpunkt für Modifikationen, Substitutionen und Transformationen und einen damit zu induzierenden gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, technischen, ökologischen oder wie auch immer zu charakterisierenden Wandel darstellen kann.⁷¹

Zu den wichtigsten Fragen, die das vorgeschlagene Konzept der erweiterten Akteursnetzwerkperspektive aufwirft, gehören Art und Wirkung verschiedener Typen immaterieller Entitäten im Rahmen gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, die Rolle der drei identifizierten Typen von Aktanten in funktional und räumlich unterschiedlich organisierten (soziomateriellen) Systemen sowie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener dynamischer Hybride und daraus resultierender Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten. Zwar weist das vorgeschlagene Aktantenkonzept Menschen zusammen mit anderen organischen und technischen dynamischen Hybriden eine gemeinsame Schlüsselstellung in der Welt zu, doch sind deren Machtbeziehungen im einzelnen zu überdenken, da der Gebrauch von Erinnerungen als ein bestimmter Typ immaterieller Aktanten und eine breite Vielfalt manueller Fähigkeiten den Menschen zu ermöglichen scheinen, mächtigere und zumindest kurzfristig flexiblere Netzwerke zu formen als es am Beginn des 21. Jahrhunderts andere Organismen oder Maschinen tun können. Im ungarischen Bankwesen führte dies zum Beispiel dazu, daß alternative Finanzinfrastruktur wie Geldautomaten in den 1990er Jahren nur als zusätzliche Einrichtung zu Bankfilialen erfolgreich waren, weil sich die Bevölkerung, vor allem außerhalb der städtischen Zentren, erst allmählich mit den Prinzipien des Marktes sowie den Möglichkeiten und Restriktionen von Bankgeschäften vertraut machen mußte und dies nur durch den Aufbau von Vertrauen über *face-to-face* Kontakte in bankeigenen Filialen funktionierte.⁷²

Somit bietet das Spannungsverhältnis zwischen den Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten, aber auch den (sozio)materiellen⁷³ Umwelten von Men-

71 Einen wichtigen Ansatzpunkt für Filialgründungen an bisher von den mit ADI gegründeten ungarischen Banken vernachlässigten, aber unter Umständen dennoch profitablen Standorten stellt die standortbezogene Überwindung der durch regionale Disparitäten geprägten, aber ideologisch verstärkten und insgesamt stark pauschalisierenden Bewertungen verschiedener Regionen Ungarns in Hinblick auf ihre (wirtschaftliche) Attraktivität dar.

72 Vgl. Jöns 2001, S. 108ff.

73 Da der Begriff *soziomateriell* gewöhnlich Spuren menschlicher Überformung meint (und somit wiederum extrem menschenzentriert ist), wäre zum Beispiel zu überlegen, ob dieser

schen, anderen Organismen und technischen dynamischen Hybriden zahlreiche Anknüpfungspunkte, um (human)geographische und ethische Fragen um Anthropozentrismus und Anthropomorphismus aus einer neuen Perspektive weiter zu diskutieren.

Literatur

- AGNEW, John (1999): Regions on the Mind does not Equal Regions of the Mind. In: *Progress in Human Geography*, 1/23, S. 91-96.
- AMSTERDAMSKA, Olga (1990): Surely You Are Joking, Monsieur Latour! In: *Science, Technology and Human Values*, 15, S. 495-504.
- ASCHAUER, Wolfgang (1995): Bedeutung und regionale Verteilung von Joint Ventures in Ungarn. In: Meusburger, Peter; Klinger, András (Hrsg.): *Vom Plan zum Markt: Eine Untersuchung am Beispiel Ungarns*. Heidelberg, S. 62-79.
- BASSET, Keith (1999): Is there Progress in Human Geography? The Problem of Progress in the Light of Recent Work in the Philosophy and Sociology of Science. In: *Progress in Human Geography*, 1/23, S. 27-47.
- BINGHAM, Nick (1996): Object-ions: From Technological Determinism towards Geographies of Relations. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, 14, S. 635-657.
- BINGHAM, Nick; THRIFT, Nigel (2000): Some New Instructions for Travelers: The Geography of Bruno Latour and Michel Serres. In: Crang, Mike; Thrift, Nigel J. (Hrsg.): *Thinking Space*. London, S. 281-301.
- BLOOR, David (1999a): Anti-Latour. In: *Studies in History and Philosophy of Science*, 1/30, S. 81-112.
- BLOOR, David (1999b): Reply to Bruno Latour. In: *Studies in History and Philosophy of Science*, 1/30, S. 131-136.
- BRAVO, Michael T. (1999): Ethnographic Navigation and the Geographical Gift. In: Livingstone, David N.; Withers, Charles W. J. (Hrsg.): *Geography and Enlightenment*. Chicago, S. 199-235.

Terminus auf soziomaterielle Entitäten im Kontext der Kollektive anderer dynamischer Hybride (z.B. Termitenhügel, Vogelnester etc.) übertragen werden sollte oder ob es sinnvoller erscheint, für die transformierten Umwelten anderer dynamischer Hybride ein neues Vokabular zu schaffen.

- BUSCH, Ulrich; WEISIGK, Daniela (1997): Das Engagement ausländischer Geschäftsbanken in Ungarn. *Bank-Archiv* (11), 901-910
- CALLON, Michel (1986): Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of Saint Briec Bay. In: LAW, John (Hrsg.): *Power, Action and Belief: A New Sociology of Knowledge?* *Sociological Review Monograph* 32, S. 196-233.
- CALLON, Michel (1999): Actor-network Theory: The Market Test. In: LAW, John; HASSARD, John (Hrsg.): *Actor Network Theory and After*. Oxford, S. 181-195.
- CALLON, Michel; LATOUR, Bruno (1992): Don't Throw the Baby out with the Bath School! A Reply to Collins and Yearley. In: Pickering, Andrew (Hrsg.): *Science as Practice and Culture*. Chicago, London, S. 343-368.
- CALLON, Michel; LAW, John; RIP, Arie (Hrsg.) (1986): *Mapping the Dynamics of Science and Technology: Sociology of Science in the Real World*. Houndsmills, Basingstoke, London.
- CASTREE, Noel (1995): The Nature of Produced Nature: Materiality and Knowledge Construction in Marxism. In: *Antipode*, 27, S. 12-48.
- COLLINS, Harry M.; YEARLEY, Steven (1992): Epistemological Chicken. In: Pickering, Andrew (Hrsg.): *Science as Practice and Culture*. Chicago, London, S. 301-326.
- CRANG, Mike; CRANG, Phil; MAY, Jon (Hrsg.) (1999): *Virtual Geographies: Bodies, Space and Relations*. London. (Studies in Culture and Communication).
- CSÉFALVAY, Zoltan (2000): Széchenyi Plan: The Background, Objectives and Funding. In: *Economic Trends in Hungary* 2, *Ecostat*, Budapest, S. 4-12
- DEMERRIT, David (1996): Social Theory and the Reconstruction of Science and Geography. In: *Transactions, Institute of British Geographers*, 21, S. 483-504.
- GADAMER, Hans-Georg (1999): *Hermeneutik I: Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Taschenbuchausgabe der 6. Auflage von 1990. Tübingen (= *Gesammelte Werke* 1).

- GIDDENS, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt. New York. (= Theorie und Gesellschaft 1).
- GREGORY, Derek (1998): Explorations in Critical Geography: Hettner-Lecture 1997. Heidelberg.
- HAMILTON, F. E. Ian (1995): Re-evaluating Space: Locational Change and Adjustment in Eastern and Central Europe. In: Geographische Zeitschrift, 2/82, S. 67-86.
- HAMILTON, F. E. Ian (1999): Transformation and Space in Central and Eastern Europe. In: The Geographical Journal, 2/165, S. 135-144.
- HARAWAY, Donna (1991): Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature. London.
- HARAWAY, Donna J. (1997): Modest-Witness@second-millennium.Female-Man© Meets_OncoMouse TM: Feminism and Technoscience. New York.
- HETHERINGTON, Keith und LAW, John (Hrsg.) (2000a): Theme Issue: After Networks. In: Environment and Planning D: Society and Space, 2/18. S. 127-284.
- HETHERINGTON, Keith und LAW, John (2000b): Guest Editorial: After Networks. In: Environment and Planning D: Society and Space, 2/18. S. 127-132.
- HINCHLIFFE, Steve (1996): Technology, Power, and Space: The Means and Ends of Geographies of Technology. In: Environment and Planning D: Society and Space 14, S. 659-682.
- INGOLD, Tim (Hrsg.) (1988): What is an Animal? London.
- JÖNS, Heike (1996): Bankwesen und Regionalstruktur beim Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft in Ungarn: Eine wirtschaftsgeographische Analyse der Transformation des ungarischen Bankwesens zwischen 1980 und 1996. Diplomarbeit. Heidelberg.
- JÖNS, Heike (2001): Foreign Banks are Branching out: Changing Geographies of Hungarian Banking, 1987-1999. In: Meusburger, Peter; Jöns, Heike (Hrsg.): Transformations in Hungary: Essays in Economy and Society. Heidelberg, S. 65-124.

- JÖNS, Heike (2002): Grenzüberschreitende Mobilität und Kooperation in den Wissenschaften: Deutschlandaufenthalte US-amerikanischer Humboldt-Forschungspreisträger aus einer erweiterten Akteursnetzwerkperspektive. Univ. Dissertation. Heidelberg. <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/2125>
- JÖNS, Heike, KLAGGE, Britta (1997): Bankwesen und Regionalstruktur in Ungarn: Eine Analyse der Filialnetzstrukturen und -strategien aus regionalwirtschaftlicher Perspektive. Wien (= ISR-Forschungsberichte 16).
- KEREKES, György (Hrsg.) (1998): Hungarian Financial and Stock Exchange Almanac 1997-1998. Budapest.
- KLAGGE, Britta (1995): Strukturwandel im Bankwesen und regionalwirtschaftliche Implikationen: Konzeptionelle Ansätze und empirische Befunde. In: *Erdkunde*, 49, S. 285-304.
- KLAGGE, Britta (1997): Internationalisierung des Bankwesens in Osteuropa: Die ausländische Direktinvestitionstätigkeit im ungarischen und tschechischen Bankensektor im Spannungsfeld zwischen nationalen Bedingungen und der internationalen Niederlassungspolitik multinationaler Banken. Münster (= *Wirtschaftsgeographie* 12).
- LATOUR, Bruno (1987): *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge.
- LATOUR, Bruno (1992): "One More Turn after the Social Turn...". In: McMullin, Ernan (Hrsg.): *The Social Dimensions of Science*. Notre Dame, S. 272-292.
- LATOUR, Bruno (1993): *We Have Never Been Modern*. Cambridge.
- LATOUR, Bruno (1996): On Actor-network Theory: A Few Clarifications. In: *Soziale Welt*, 47, S. 369-381.
- LATOUR, Bruno (1999a): For David Bloor... and Beyond: A Reply to David Bloor's 'Anti-Latour'. In: *Studies in History and Philosophy of Science*, 1/30, S. 113-129.
- LATOUR, Bruno (1999b): *Pandora's Hope: Essays on the Reality of Science Studies*. Cambridge, London.
- LAW, John (Hrsg.) (1986): *Power, Action, and Belief: A New Sociology of Knowledge?* London.

- LAW, John (1994): *Organizing Modernity*. Cambridge.
- LEFEBVRE, Henri (1991): *The Production of Space*. Französische Originalausgabe aus dem Jahr 1974 übersetzt von Donald Nicholson-Smith. Oxford, Cambridge.
- LEYSHON, Andrew (1997): *Geographies of Money and Finance II*. In: *Progress in Human Geography* 3/21, S. 381-392.
- LIGHT, Jennifer S. (1997): *The Changing Nature of Nature*. In: *Ecumene*, 4, S. 181-195.
- LIVINGSTONE, David N. (1995): *The Spaces of Knowledge: Contributions Towards a Historical Geography of Science*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 13, S. 5-34.
- MASSEY, Doreen (1999): *Power-geometries and the Politics of Space-time: Hettner-Lecture 1998*. Heidelberg.
- MEUSBURGER, Peter (1998): *Bildungsgeographie: Wissen und Ausbildung in der räumlichen Dimension*. Heidelberg, Berlin.
- MEUSBURGER, Peter (2001): *The Role of Knowledge in the Socio-Economic Transformation of Hungary in the 1990s*. In: Meusburger, Peter; Jöns, Heike (Hrsg.): *Transformations in Hungary: Essays in Economy and Society*. Heidelberg, S. 1-38.
- MURDOCH, Jonathan (1995): *Actor-networks and the Evolution of Economic Forms: Combining Description and Explanation in Theories of Regulation, Flexible Specialization, and Networks*. In: *Environment and Planning A*, 5/27, S. 731-757.
- MURDOCH, Jonathan (1997a): *Inhuman/Nonhuman/Human: Actor-network theory and the Prospects for a Nondualistic and Symmetrical Perspective on Nature and Society*. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, 15, S. 731-756.
- MURDOCH, Jonathan (1997b): *Towards a Geography of Heterogenous Associations*. In: *Progress in Human Geography*, 3/21, S. 321-337.
- NEGROTTI, Massimo (Hrsg.) (2000): *Special Issue on The Culture of the Artificial*. In: *AI & Society* 3-4/14.
- PELS, Dick (1996): *The Politics of Symmetry*. In: *Social Studies of Science* 26, S. 277-304.

- PHILO, Chris; WILBERT, Chris (Hrsg.) (2000): *Animal Spaces, Beastly Places: New Geographies of Human-Animal Relations*. London, New York.
- SERRES, Michel (1995): *Die Legende der Engel*. Französische Originalausgabe aus dem Jahr 1993 übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt am Main und Leipzig.
- STENGERS, Isabelle (1997): *Die Erfindung der modernen Wissenschaften*. Französische Originalausgabe aus dem Jahr 1993 übersetzt von Eva Brückner-Tuckwiler und Brigitta Restorff. Frankfurt, New York.
- THRIFT, Nigel J. (1996): *Spatial Formations*. London.
- THRIFT, Nigel (1999): *Steps to an Ecology of Place*. In: Massey, Doreen; Allen, John; Sarre, Philip (Hrsg.): *Human Geography Today*. Cambridge, S. 295-322.
- TURKLE, Sherry (1985): *The Second Self: Computers and the Human Spirit*. New York.
- TURKLE, Sherry (1997): *Life on the Screen: Identity in the Age of the Internet*. New York.
- WERLEN, Benno (2000): *Sozialgeographie: Eine Einführung*. Bern, Stuttgart, Wien. (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 1911: Kleine Reihe).
- WHATMORE, Sarah (1999): *Hybrid Geographies: Rethinking the 'Human' in Human Geography*. In: Massey, Doreen; Allen, John; Sarre, Philip (Hrsg.): *Human Geography Today*. Cambridge, S. 199-235.
- WHATMORE, Sarah; THORNE, Lorraine (2000): *Elephants on the Move: Spatial Formations of Wildlife Exchange*. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, 18, S. 185-203.
- ZIERHOFER, Wolfgang (1997): *Grundlagen für eine Humangeographie des relationalen Weltbildes*. In: *Erdkunde*, 51, S. 81-99.
- ZIERHOFER, Wolfgang (1999): *Geographie der Hybriden*. In: *Erdkunde*, 1/53, S. 1-13.
- ZIERHOFER, Wolfgang (2000): *United GeographyTM*. In: *Geographische Zeitschrift*, 88, S. 133-146.



Menschen-Bild

(Foto: Will Kauffmann, Frankfurt/M.)

Claus-C. Wiegandt

Menschenbilder in Architektur und räumlicher Planung

1 Initiative Architektur und Baukultur – Herstellung von gebauter Umwelt und Umgang mit dieser gebauten Umwelt

Im Oktober 2000 startete das Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen die bundesweite Initiative Architektur und Baukultur.¹ Ziel dieser Initiative ist es, eine möglichst breite öffentliche Debatte über Architektur und Baukultur in Deutschland anzustoßen.² Dadurch – so der Anspruch der Initiative – soll die Qualität unserer gebauten Umwelt langfristig gesichert und verbessert werden.

Ein erster Meilenstein auf dem Weg zu einer breiteren Diskussion des Themas war der erste bundesweite Kongress zur Baukultur in Deutschland, der vom 3. bis 5. Dezember 2001 in Köln stattgefunden hat. Der Kongress sollte ein Fazit des einjährigen Konsultationsprozesses ziehen. Während der Ver-

1 Vgl. ausführlicher zur Initiative Architektur und Baukultur: www.architektur-baukultur.de
2 Dazu hat das Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (BMVBW) verschiedene Verbände, die Länder und die kommunalen Spitzenverbände auf der Bundesebene zusammengebracht. Im einzelnen sind über eigens eingerichtete Lenkungs- und Projektgruppen die folgenden Partner in den Diskussionsprozess der bundesweiten Initiative eingebunden: der Beauftragte der Bundesregierung für die Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM), die Bundesarchitektenkammer (BAK), die Bundesingenieurkammer (BIK), der Bund Deutscher Architekten BDA, der Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure (BDB), der Bund Deutscher Landschaftsarchitekten (BDLA), der Bund Deutscher Innenarchitekten (BDIA) der Verband Deutscher Architekten und Ingenieurvereine (DAI), die Vereinigung Freischaffender Architekten Deutschlands (VFA), die Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (SRL), der Verband Beratender Ingenieure (VBI), der Verband unabhängig beratender Ingenieure und Consultants (VUBIC), der Bundesverband der Freien Berufe (BFB), der Bundesverband Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK), die Deutsche Stiftung Denkmalschutz (DSD), das Deutsche Architekturmuseum (DAM), das Deutsche Architekturzentrum (DAZ), die Stiftung Bauhaus Dessau. Darüber hinaus wirken begleitend in der Lenkungsgruppe mit die Vertreter der Bundesministerkonferenz der Länder, der Deutsche Städte- und Gemeindebund, der Deutsche Städtetag, der Hauptverband Deutsche Bauindustrie sowie der Zentralverband Deutsches Baugewerbe.

anstellung wurde unter anderem ein Statusbericht zur Baukultur in Deutschland vorgestellt und diskutiert, der im ersten Jahr der Initiative erarbeitet wurde. Eine Kurzfassung des Berichts wurde bereits Ende 2001 zum Kongress veröffentlicht,³ die Langfassung wird im Laufe des Jahres 2002 in den Bundestag eingebracht.⁴ Außerdem wurden während des Kongresses Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung der Initiative diskutiert.⁵

Der Statusbericht versucht, den schillernden Begriff der Baukultur zu präzisieren. Die im Bericht vorgelegte Definition bricht die reine Expertensicht bei der Beschäftigung mit dem Bauen und Planen auf: Baukultur ist die Herstellung von gebauter Umwelt und der Umgang mit dieser gebauten Umwelt. Diese Definition ist in dem einjährigen Diskussionsprozess zwischen allen an der Initiative beteiligten Akteuren entstanden. Sie spiegelt also den Anspruch der beteiligten Verbände auf Bundesebene wider, dass Baukultur nicht nur eine Sache der professionell am Bau- und Planungsgeschehen beteiligten Akteure, sondern eine Sache aller Bürger ist. Peter Conradi, Präsident der Bundesarchitektenkammer und einer der Mitinitiatoren der Initiative Architektur und Baukultur, hat diesen Anspruch, in der Diskussion über Baukultur auch den alltäglichen Umgang mit der gebauten Umwelt einzubeziehen, in seiner Eröffnungsansprache zum ersten bundesweiten Kongress zur Baukultur noch einmal herausgestellt: Mit dieser Initiative soll auch die Bedeutung der gebauten Umwelt für das Wohlergehen der Menschen deutlicher gemacht werden.

In diesem Beitrag möchte ich mich mit diesem Anspruch beschäftigen, dass es bei der Baukultur nicht nur um die Herstellung, sondern auch um den Umgang mit der gebauten Umwelt geht. Ich möchte den Blick des Lesers auf die Vorstellungen lenken, die sich die verschiedenen am Bau- und Planungsprozess beteiligten Akteure von den Menschen machen, die später ihre Produkte nutzen bzw. sich aneignen – seien es Hochbauten, Ingenieurbauten oder Stadtstrukturen. Ich möchte darüber nachdenken, von welchem Menschenbild die Experten ausgehen, die heute in Deutschland Verantwortung für das Planen und Bauen übernehmen.

3 Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.): Statusbericht Baukultur in Deutschland. Ausgangslage und Empfehlungen. Bearbeitung: Gert Kähler. Berlin, Dezember 2001

4 Deutscher Bundestag: Bericht der Bundesregierung – Initiative Architektur und Baukultur. Bundestags-Drucksache 14/8966 v.29.04.2002

5 Vgl. dazu die eigens erarbeitete Studie: Deutsches Architektur Zentrum Berlin (DAZ): Expertise „Eine Nationale Stiftung Baukultur?“ Bearbeitung: Karl Ganser. Berlin, November 2001 in: www.architektur-baukultur.de

Hintergrund meines Beitrages sind eigene Erfahrungen, die ich als Leiter der Geschäftsstelle Initiative Architektur und Baukultur im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung in 15 Monaten zwischen Oktober 2000 und Dezember 2001 sammeln konnte. Das Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen hat das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung beauftragt, den Dialog der Initiative nach innen und nach außen zu organisieren. Für den „Dialog nach innen“ gilt es in der Geschäftsstelle des Bundesamtes, die Diskussionsprozesse in den Projekt- und Lenkungsgruppen mit den verschiedenen Partnern der Initiative zu moderieren. Für den „Dialog nach außen“ werden öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen durchgeführt. Dazu gehörte der bereits erwähnte erste nationale Kongress zur Baukultur in Deutschland.

Ein „roter Faden“ während dieses Kongresses war die Frage, wie baukulturelle Qualitäten in unseren Städten geschaffen bzw. gesichert werden können. Möglichst viele verschiedene Stimmen zur Lage der Baukultur in Deutschland sollten hierbei zu Wort kommen. Deshalb gab es neben einigen Vorträgen vier Podiumsdiskussionen, die mit jeweils sechs Teilnehmern besetzt waren. So konnten sich fast 40 Experten aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien über Vorträge und Podiumsbeiträge zur Baukultur in Deutschland äußern und miteinander diskutieren. Das Programm der Veranstaltung findet sich auf den beiden nächsten Seiten.

Für den Beitrag in diesem Sammelband habe ich den ersten bundesweiten Kongress zur Baukultur in Deutschland ausgewertet. Während des Kongresses zeigten sich bei der Beschäftigung mit der Frage, wie Qualitäten der Baukultur geschaffen werden können, bei der Reflektion über die Rolle von Leitbildern in Architektur und Stadtentwicklung sowie bei dem gemeinsamen Nachdenken darüber, welche Rollen die einzelnen Akteure im Bau- und Planungsgeschehen haben, Vorstellungen über die Menschenbilder der an Bau- und Planungsprozess beteiligten Akteure. Der Kongress wurde von rund 700 Teilnehmer besucht und fand Resonanz in allen überregionalen deutschen Tageszeitungen.⁶

6 Siehe u. a.: „Frühstück auf dem Bau: eine Zusammenkunft.“ In: FAZ vom 7.12.2001. „Das Phantom. Bodewigs Bericht: Der Status Quo in der Baukultur.“ In: SZ vom 10.12.2001. „Werkleute sind wir.“ In: taz vom 8.12.2001. „Paradiesvögel unter Spatzen.“ In: FR vom 07.12.2001. „Operation Heimat.“ In: DIE ZEIT vom 29.11.2001. „Mehr Mut. Eine Tagung zur Baukultur in Köln.“ In: NZZ vom 19.12.2001. „Plädoyer für die Branche.“ In: Kölner Stadt-Anzeiger v. 5.12.2001

VERANSTALTER

Bundesminister für Verkehr,
Eis- und Wohnungswesen
in Zusammenarbeit mit den Partnern
der Initiative Architektur und Baukultur

Kongress

3. bis 5. Dezember 2001

Baukultur in

Köln

Deutschland

Palladium

Wallraf-Richartz-Museum

MONTAG + 3. Dezember 2001

Ort: Köln, Wallraf-Richartz-Museum

9.00 bis 12.00 Uhr

Empfang

Begrüßung

- **Achim Stölmann**
Parlamentarischer Staatssekretär, Bundesministerium
für Verkehr, Eis- und Wohnungswesen, Berlin

- **Marked Wolf**
Bürgermeister der Stadt Köln

Ansprache

- **Prof. Dr.-Ing. E.A. Oswald Mathis Ungers**
Architekt, Köln

Buffet

Freiwilliger Besuch der Sammlungen des Museums

DIENSTAG + 4. Dezember 2001

Ort: Köln, Palladium

9.00 bis 12.00 Uhr

Eröffnung und Ansprache

- **Achim Stölmann**
Parlamentarischer Staatssekretär, Bundesministerium
für Verkehr, Eis- und Wohnungswesen, Berlin
- **Peter Conrad**
Präsident der Bundesarchitektenkammer, Berlin
- **Dr.-Ing. Karl Heinrich Schwinn**
Präsident der Bauingenieurkammer, Berlin

10.00 bis 12.00 Uhr

Über die Menschen?

- **Prof. Dr. Wolfgang Iwisch**
Direktor des Institutes für Philosophie der Universität Jena

10.20 bis 11.15 Uhr + Kaffee/Tee

11.15 bis 12.00 Uhr

Problemdiskussion 1

„Alt oder neu – Ansichten von Ludolf Köhler“

Moderation: **Ursula Stroh**

Stroh für Raumplanung und Kommunikation, Frankfurt

- **Prof. Wilko Loh**
Leiter Stadt- und Stadtentwicklung, Architekt, Berlin
- **Christoph Ingelbrecht**
Architekt BDA, Ingenieurin Ökologie und Planung, Düsseldorf
- **Prof. Dr.-Ing. Gerhard Eber**
Landschaftsarchitekt,
Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden
- **Jens Weber**
Oberbaudirektor, Stadtentwicklungsbüro Hamburg
- **Prof. Dr. Dr. Lydie Hertl**
Kulturdezernentin, Landeshauptstadt München
- **Dr. Heino Rautenberg**
Architekturkritiker, Die Zeit, Hamburg

12.30 bis 14.00 Uhr + Mittagessen

	MITTWOCH • 5. Dezember 2001
<p>11:00 bis 11:30 Uhr</p>	<p>Ort: Eike, Palastium</p>
<p>Polizeiklassikation 2 „Jensen gleich oder anders anders – Beziehung zwischen Ethikalisierung und lokaler Identität“ Moderator: Prof. Michael Eckel ZDF-Chefkorrespondent Kultur, Berlin</p>	<p>11:30 bis 11:45 Uhr</p> <p>Eröffnungswort des zweiten Tages: Besucher in Deutschland</p> <ul style="list-style-type: none"> Karl Eberling Bundesminister für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen
<ul style="list-style-type: none"> Wolfgang Hockebusch Architekt, Berlin Prof. Dr. Vittorio Magagna Lampugnani Eigenbräuerische Technische Hochschule, Zürich Reinhold Caruso Geschäftsführer des Gesellschafters der FHO/FAO/SLB/SLB, Berlin Lorenz Mandler Vizepräsident der Kaufhof Warenhaus AG, Köln Dieter Seeger Vizepräsident der Geschäftsführung der Ingenieurgesellschaft Weber + Hoff, Köln Gabriele Fischer Chefarchitekt, Invalent, Hamburg 	<p>11:45 bis 12:00 Uhr</p> <p>Stadtsbericht Architekturbüro und Besucher: Ein Blick</p> <ul style="list-style-type: none"> Prof. Dr. Eero Saarinen Autor des Stadtsberichts, Hamburg
<p>12:00 - 12:45 Uhr • Kaffee/Tea</p>	<p>12:00 bis 12:30 Uhr • Kaffee/Tea</p>
<p>12:45 - 13:30 Uhr</p>	<p>12:30 bis 13:00 Uhr</p>
<p>Polizeiklassikation 3 „Jeder für sich oder einer für alle – was ist eine gute politische Umwelt nach uns?“ Moderator: Dr. Dirk Metzger Geschäftsführer des Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf</p> <ul style="list-style-type: none"> Prof. Matthias Sauerbeck Sauerbruch Hutton Architekten, Berlin Sigurd Trossner Stellbauer, Bundesrat, Bonn Dr. Michael Mühlhölzer Lebender Politiker, Die Welt, Berlin Dr. Eberhard Gies Stellbauer, Landwirtschaftl. Ministerium Dr. Melissa Müller Vizepräsident der Geschäftsführung der STZ Zehnheit Anlag GmbH, Frankfurt Prof. Dr. Edda Müller Vizepräsidentin des Bundesverbandes der Verbraucherzentralen und Verbraucherschutzbüros, Berlin 	<p>Polizeiklassikation zum Städtischen und zur Eingliederung zur Baukultur in Deutschland</p> <p>Moderator: Dr. Hans-Joachim Krause Stiftungsleiter der Synopse-Stiftung für Zukunftsplanung, Bonn</p> <ul style="list-style-type: none"> Reiner Wehde Vizepräsident des Verbandes Berliner Ingenieure, Berlin Teja Träger Bund Deutscher Landesbauarchitekten, Berlin Helmut Pfeifer Präsident des Bundes Deutscher Architekten BDA, Berlin Reinhold Giese Abteilungsleiter im Innenministerium des Freistaates Thüringen und Vertreter der Baukulturkommission, Erfurt Peter Conrad Präsident der Bundesarchitektenkammer, Berlin Dr. Susanne Wicken Vizepräsidentin der Deutschen Städte- und Gemeindebund der Stadt Wien <p>Schlusswort</p> <ul style="list-style-type: none"> Achim Graftmann Parlamentarischer Staatssekretär, Bundesminister für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Berlin
<p>13:30 bis 14:00 Uhr</p> <p>„Der Tag“ Mit Saft im Palastium</p>	<p>13:00 bis 14:00 Uhr • Abschließendes Mittagessen</p>
	<p>14:00 bis 14:30 Uhr</p> <ol style="list-style-type: none"> Ein „Zurückblick“ von Dom bis St. Maria im Kapitol „Der Ring“ von Rudolfplatz bis Marktplatz Schlusswort: Helmut Pfeifer Bahn, ehemaliges Regierungswort

2 Generelle Unzufriedenheit mit der Situation der gebauten Umwelt

Generell sind viele Experten, die mit dem Planen und Bauen beruflich verbunden sind, mit den Ergebnissen von Planung und Architektur in Deutschland unzufrieden. Die ein oder andere Spitzenarchitektur wird zwar anerkannt, doch für die Mehrheit der neuen Bauten und die jüngeren Veränderungen in unseren Städten mag bei den Experten so recht keine Begeisterung aufkommen. Ein Gesamtfortschritt in der Gestaltung unserer gebauten Umwelt wird für die letzten Jahre nicht gesehen. Dies war eine Ursache, die Initiative Architektur und Baukultur einzurichten. Gleichzeitig war dies der Ausgangspunkt für die Diskussionen während des Kongresses Baukultur in Deutschland. Gemeinsam wurde hier über den Stellenwert von Baukultur in unserer Gesellschaft nachgedacht. Indirekt wurde dabei auch die Frage nach dem Menschenbild in Architektur und Planung angesprochen.

2.1 Allgemein geringe Aufmerksamkeit für die Gestaltung der gebauten Umwelt, ...

Politiker wie der Bundesbauminister Kurt Bodewig oder Experten des Bau- und Planungsgeschehens wie der Düsseldorfer Stararchitekt Christoph Ingenhoven beklagen, dass die Missstände bei der Gestaltung der gebauten Umwelt in der Öffentlichkeit nicht ausreichend wahrgenommen werden und in Deutschland im Gegensatz zu anderen europäischen Staaten keine prominente Diskussion über Baukultur stattfindet. Auch dem Hamburger Oberbaudirektor Jörn Walter fällt auf, dass es derzeit nicht in ausreichendem Maße gelingt, die Menschen für Architektur und Planung zu begeistern. Dies geht mit der Beobachtung zusammen, dass es in den überregionalen Medien eine nur relativ geringe Berichterstattung zu Themen der gebauten Umwelt gibt. Die Gestaltung und Nutzung der gebauten Umwelt ist kein politisch relevantes Thema, wie es der Umweltschutz beispielsweise in den 1980er und 1990er Jahren war. Nur wenige Architekturkritiker oder Journalisten vermögen es, das Thema so spannend zu gestalten, dass es über den Feuilletonteil der Zeitung hinaus Eingang auf die Titelseite oder gar in die Tagesschau findet. Im Fernsehen gibt es keine Berichterstattung über die Qualität von Architektur oder Stadtplanung, obwohl sich Fragen der gebauten Umwelt ganz einfach in Bilder bringen ließen. Politik und Verbände wollen ein größeres Gewicht für ästhetische Fragen über die gebaute und täglich von allen wahrnehmbare Umwelt in der allgemeinen gesellschaftlichen Debatte.

2.2 ... aber Interesse „vor Ort“



Foto 1: Podiumsdiskussion 3: „Jeder für sich oder einer für alle – was ist eine gute gebaute Umwelt noch wert?“ (Foto: Christoph Petras, Berlin)

Die Feststellung über die geringe mediale Präsenz mag für die bundesweite Diskussion zur Baukultur zutreffend sein. Sie gilt für die lokale Situation hingegen nicht derart pauschal. Die professionelle Moderatorin für den Diskurs von Stadtentwicklungsprozessen Ursula Stein weist darauf hin, dass durchaus kontroverse Auseinandersetzungen über die verschiedensten Bauprojekte vor Ort in nahezu allen lokalen Zeitungen geführt werden. Wenn die Gestaltung der gebauten Umwelt derzeit auch nicht die allgemeine gesellschaftliche und politische Debatte bestimmt, so beobachtet auch der oberste sächsische Denkmalpfleger Gerhard Glaser, dass sich die Menschen für den Ort, wo sie hingehören, interessieren. Gerade auch die gesellschaftlichen Veränderungen in der Berufs- und Arbeitswelt, die von den Menschen die Bereitschaft erfordern, sich zunehmend von ihren traditionellen Bindungen und Denkmustern zu lösen, führen zu der Notwendigkeit, einen stabilen ge-

bauten Rahmen zu schaffen: „Die Wand, zu der man mit dem Rücken steht, muss wenigstens stabil sein“, formuliert der Architekturkritiker Gert Kähler.

Diese Aussagen zeigen die weiterhin hohe Bedeutung der gebauten Umwelt für das Alltagsleben der Menschen. Damit ist aber noch keine Aussage über die direkte Beteiligung der Bürger am Planungs- und Baugeschehen getroffen. Diese Beteiligung ist regional unterschiedlich ausgeprägt und häufig von einer unmittelbaren Betroffenheit der Menschen abhängig. Aber auch jenseits einer unmittelbaren Betroffenheit unterscheidet sich die Diskussionskultur über die gebaute Umwelt regional. Ein gutes Beispiel sind in jüngster Zeit die Debatten über die Neubauten der großen Fußballstadien. Während in München über das neue Stadion in Fröttmaning per Bürgerentscheid abgestimmt wurde und aus einem Architektenwettbewerb ein ungewöhnlicher Entwurf als Sieger hervorgegangen ist, wurde das neue Fußballstadion in Gelsenkirchen nahezu ohne Bürgerbeteiligung in kürzester Zeit gebaut. Das wird von Architekturkritikern eher skeptisch beurteilt – wobei dies wiederum nichts daran ändert, dass das Stadion nahezu jeden zweiten Samstag mit über 60.000 Zuschauern ausverkauft ist und sich einer hohen Beliebtheit erfreut. Wie in vielen Bereichen des Lebens setzt die Architektur hier zwar einen Rahmen, doch lässt dies keine direkten Schlussfolgerungen auf das zu, was sich in diesem Rahmen ereignet.

3 Leitbilder und Menschenbilder: ein „Dauerbrenner“

Auch wenn in den letzten Jahren und Jahrzehnten bereits viel über Leitbilder in Architektur und Stadtplanung diskutiert wurde, so macht es gerade vor dem Hintergrund der grundsätzlichen Fragen im Verhältnis von Welt und Mensch Sinn, diese Diskussion auch heute wieder zu führen. Dabei kann

- zwischen einem Leitbild als Regelwerk für den Architekten oder auch den Bauherren und
- einem Leitbild, bei dem es in der Diskussion um die gemeinsame Klärung der Gestaltung der gebauten Umwelt geht,

unterschieden werden. Für den ersten Fall, dem Setzen eines Regelwerkes, wird in der gegenwärtigen Architekturdebatte immer wieder die „historische Rekonstruktion“ in Berlin zitiert. Allerdings wird eine solche Vorgehensweise in einer Gesellschaft zunehmend abgelehnt, die auf den Diskurs angewiesen ist. So werden Leitbilder heute oft nur als ein Kommunikationsmittel verstanden, um über die Gestaltung der gebauten Umwelt ins Gespräch zu

kommen. Der Architektin Hilde Leon ist hier zuzustimmen, dass Leitbilder heute nicht mehr der „Königsweg“ sind, richtige oder falsche Antworten für die Gestaltung der gebauten Umwelt festzulegen.



Foto 2: Wolfgang Welsch für eine weltverbundene Perspektive in Architektur und Planung (Foto: Christoph Petras, Berlin)

In allen Debatten über Leitbilder sind Architekten und Planer aufgefordert, ihre eigenen beruflichen Idealvorstellungen immer wieder zu hinterfragen. Der Architekturkritiker Hanno Rauterberg gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass Architekten und Planer in den 1960er Jahren beim Bau des Märkischen Viertels in Berlin den Leitbildern der damaligen Zeit gefolgt sind und eine städtebauliche Situation geschaffen haben, die heute eher kritisch beurteilt wird. Eine solche unterschiedliche

Beurteilung in der Zeit während der Planungs- und Bauphase einerseits und einer späteren Zeit andererseits könnte sich wiederholen. Deshalb müssen sich Architekten und Planer immer wieder selbst prüfen, ob sie nicht aktuell eine gebaute Umwelt schaffen, über die zukünftig die Nase gerümpft werden wird.

Dies führt zu Überlegungen, ob der Mensch im Mittelpunkt des eigenen Handelns steht, oder ob es etwas anderes ist, was in den Mittelpunkt des eigenen Handelns in Planung und Architektur zu stellen sei. Der Philosoph Wolfgang Welsch hat sich an diesem Punkt während des Kongresses für eine weltverbundene statt menschenzentrierte Perspektive in Architektur und Planung ausgesprochen.⁷ Nach seiner Auffassung können Qualitäten in der gebauten Umwelt nur dann verbessert werden, wenn wir uns von alten Denkmustern befreien, die sich bisher ganz überwiegend durch eine auf den Menschen bezogene Sichtweise auszeichnen.

⁷ Vgl.: Wolfgang Welsch: Orte des Menschen? Vortrag zum Kongress „Baukultur in Deutschland“ vom 3. bis 5.12.2001 in Köln. Aus: www.architektur-baukultur.de

Welsch fordert hier ein radikales Umdenken. Ein neues Denkmuster sei notwendig, dass nicht mehr von exklusiven Sonderrechten des Menschen ausgeht, sondern eine neue grundsätzliche Verbundenheit des Menschen mit der Welt annimmt. Eine solche neue Sichtweise bedeute, das Augenmerk beim Planen und Bauen nicht nur auf die bloße Befriedigung von Bedürfnissen zu richten, sondern auch die Einbindung des Menschen in die Welt beim Planen und Bauen zu berücksichtigen.

Das Denken von der Welt und nicht nur vom Menschen her geht nach Überzeugung von Wolfgang Welsch mit einer eher zurückhaltenden Planung zusammen. Eine solche Planung müsse offen und beweglich sein, müsse Veränderungen zulassen, statt alles festlegen zu wollen und dadurch den Menschen von außen zu definieren. Sie dürfe den Menschen nicht ersticken, sondern müsse ihn atmen lassen.

Ein solches radikales Umdenken fällt Experten, die aktiv am Bau- und Planungsgeschehen beteiligt sind, schwer. So verwundert es nicht, dass diese Position während des Kongresses kaum aufgenommen wurde. Zumindest Lydia Hartl, die Münchner Kulturreferentin, stimmt zunächst einmal zu, dass die am Bau- und Planungsgeschehen beteiligten Akteure ihre eigenen Wertehaltungen immer wieder überprüfen müssen. Doch wenn im weiteren für eine solche Prüfung historische Kenntnis und ästhetische Kompetenz eingefordert wird, aber auch die Notwendigkeit, den Menschen zu beschreiben und zu zeigen, was Qualitäten in der Gestaltung der Gebäude und Städte sind, dann gehen diese Vorschläge schon wieder von einer eher menschenbezogenen Denkweise aus. Im weiteren will ich versuchen zu zeigen, dass erst einmal im Aufbrechen von Diskursen, die bisher nur unter Experten geführt werden, eine Möglichkeit entsteht, die Qualitäten von Baukultur zu steigern.

Hanno Rauterberg beobachtet heute bei vielen Menschen den Wunsch nach klaren Orientierungen in Architektur und Stadtgestaltung. Hier mag es für viele Architekten überraschend sein, dass in den letzten Jahren nicht nur die Ergebnisse der Moderne nachgefragt werden. Die Diskussionen zur Schlossplatzbebauung in Berlin oder zum Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche sind prominente Anzeichen dafür, dass traditionelle Elemente in der Architektur und Stadtgestaltung bei vielen Menschen wieder eine wichtige Bedeutung haben. Auch bei vielen kleineren, weniger spektakulären Vorhaben zeigt sich ein weit verbreiteter Wunsch nach traditioneller Gestaltung. Bei den Bürgern gibt es keineswegs nur den Wunsch, die gebaute Umwelt ent-

sprechend einer Avantgarde-Architektur zu gestalten. Vielmehr sind die Ansprüche an die gebaute Umwelt heute vielfältig.

Die Meinung über die Qualität von Baukultur geht zwischen den Experten und den Bürgern auseinander: „Die Gestaltungseliten entfremden sich von der Mehrheit der Bevölkerung“, so radikal hat es Bernd Hunger während des Kongresses formuliert. Die ästhetischen Leitbilder in der Fachdebatte entsprechen nicht der Volksmeinung. Elementare, eher bodenständige Nutzerbedürfnisse stehen oftmals hohen gestalterischen Ansprüchen gegenüber, die aus aufwändigen Architekturwettbewerben hervorgegangen sind. Dass es eine Nachfrage der Menschen auch nach solchen Architekturformen gibt, wird aber von den Architekten selbst vielfach nicht ernst genommen und spielt deshalb in den Fachdiskussionen bisher kaum eine Rolle.

Dieser Widerspruch zwischen der Meinung der Experten und den Ansprüchen der Bewohner zeigt sich besonders deutlich in den Folgen der Privatisierung von ehemals einheitlich gestalteten Reihenhaussiedlungen oder auch Zechenkolonien. Diese Siedlungen werden häufig nach der Privatisierung von den Bewohnern umgestaltet. Sie verlieren ihre Einheitlichkeit, wenn nicht bestimmte Gestaltungsvorschriften durch die Gemeinde erlassen wurden. Sigurd Trommer, Stadtbaurat in Bonn, macht für dieses Phänomen einerseits die zunehmende Individualisierung und den Wunsch nach Selbstverwirklichung, andererseits die Angebotsvielfalt in den Baumärkten verantwortlich. Die unzureichende Aufklärung über die Qualitäten eines einheitlichen Erscheinungsbildes in solchen Siedlungen wird von ihm als ein wesentlicher Mangel gesehen.

In diesem Zusammenhang kommt dem Denkmalschutz eine besondere Rolle zu, dem es gelungen ist, für die Bewahrung historischer Bausubstanz eine breite Zustimmung in der Bevölkerung zu finden. Der „Tag der Denkmalpflege“ hat sich in den letzten Jahren zu einer regelrechten Volksbewegung mit einer hohen öffentlichen Aufmerksamkeit entwickelt. Die Denkmalpflege verspricht den Menschen die gesuchte Orientierung. Erinnerungen sollen anschaulich gehalten werden. Hingegen hat es zeitgenössische Architektur bis heute nicht geschafft, die Menschen in dieser Weise anzusprechen. Ursachen dafür sieht Ingenhoven in der Angst vieler Menschen vor Veränderung: „Menschen wissen nicht, was sie wollen, aber sie wissen, dass sie keine Veränderung wollen.“ Jeder Eingriff in die bereits vorhandene gebaute Umwelt sei nach seiner Einschätzung mit einem Risiko verbunden, für das es keine Bereitschaft mehr gibt. Wenn diese Einschätzung stimmt, sind heute alle

Architekten – unabhängig davon, ob sie traditionalistisch modern oder in anderen Formen bauen – aufgefordert zu bestimmen, was das Gute an guter Architektur bzw. was das Gute an guter Planung sei.

4 Dreiecksverhältnis von Architekten, Stadtbauräten und Investoren: „Spezialisten für die Menschen“

Der Philosoph Wolfgang Welsch hat die menschenzentrierte Sichtweise in Architektur und Stadtplanung als eine Ursache für die vielfach beklagten Defizite in der Baukultur herausgearbeitet und sich deshalb für eine eher weltverbundene Perspektive ausgesprochen. Wie sehen die am Bau- und Planungsprozess beteiligten Akteure ihre eigene Rolle, von welchem Menschenbild gehen sie in ihrem Berufsalltag aus? Dazu soll im folgenden das Menschenbild der Architekten, Investoren und Stadtbauräte skizziert werden. Alle drei Gruppen nehmen für sich in Anspruch, für die Menschen das Beste zu wollen. Sie sind alle der Überzeugung, dass ihre Bauten, die sie entwerfen, finanzieren bzw. in einen gesamtstädtischen Kontext stellen, Einfluss auf das Wohlbefinden der Menschen haben.

Geht man davon aus, dass die gebaute Umwelt die Menschen auch prägen und verändern kann, tragen die Architekten, Investoren und Stadtbauräte ein hohes Maß an Verantwortung auch für die Befindlichkeit der Menschen. Häufig gibt es zwischen diesen drei Akteuren aber Kommunikationsprobleme. Oft gibt es ein mangelhaftes gegenseitiges Verständnis zwischen Architekten und Investoren, zwischen Architekten und Stadtbauräten oder zwischen Stadtbauräten und Investoren. Oft werden die überzogenen Gestaltungsansprüche der Architekten oder die Überregulierungen der verschiedenen räumlichen und fachlichen Planungen konstatiert. In der Folge empfinden sich die einzelnen Akteure häufig gegenseitig als arrogant und überheblich. In einem ersten Schritt soll hier zunächst nach dem jeweiligen Selbstverständnis der drei Akteursgruppen gefragt werden.

4.1 Architekten – Anwälte für eine qualitätsvolle Gestaltung

Engagierte Architekten wie Matthias Sauerbruch fordern eine möglichst hohe baukulturelle Qualität für die Einzelbauwerke. Sauerbruch nimmt für sich durchaus eine kulturelle Verantwortung für die Gestaltung der unmittelbaren Lebensumfelder der Menschen in Anspruch. Er fühlt sich als Experte für die sinnlich wahrnehmbare und ästhetisch bestimmte Umgebung,

die für alle Menschen den Rahmen ihres Lebens bildet. Die wirklich qualitätsvolle Gestaltung dieser Umgebung könnte aber nur von einzelnen Architekten wahrgenommen und gelöst werden. Dem Architekten kommt hier die Rolle zu, die unterschiedlichen Bedürfnisse an ein Gebäude einzulösen.

Ein Gebäude soll den Menschen zu einem schöneren, besseren und freieren Leben verhelfen. Dies ist ein Anspruch, den Peter Conradi an die Architektur stellt. Architektur könne – überspitzt auf dem Kongress gesagt – dazu beitragen, die Gesellschaft zu „heilen“. Architekten wie Gerhard Glaser postulieren selbst einen „pädagogischen Anspruch“. Im Idealfall soll der Architekt seinen Bauherren bilden, soll ihm die Qualität der Details vermitteln und dazu beitragen, dass sich sein Bauherr von rein finanziellen Betrachtungen löst. Damit verbunden ist der hohe Anspruch, dass Architektur die Gesellschaft verbessern kann. Architektur will zum Anstand erziehen, will den richtigen baulichen Rahmen schaffen.

In diesem Zusammenhang erhoffen sich Architekten von einer guten gebauten Umwelt nicht nur positive Effekte für den Menschen, sondern auch positive gesamtgesellschaftliche Wirkungen. Wenn sich die Menschen von einer guten gebauten Umwelt stimulieren lassen können, könnten sie – so Gert Kähler – leistungsfähiger, kreativer und effizienter sein. Wenn sich die Menschen stärker mit ihrer gebauten Umwelt identifizieren würden, könnte die öffentliche Hand Reparatur- und Pflegemaßnahmen im öffentlichen Raum sparen.

Architekten nehmen für sich in Anspruch, untereinander einen fachlichen Diskurs zu führen. Ein solcher fachlicher Diskurs wird jedoch oft von der Vermittlung und Auseinandersetzung mit den Menschen getrennt, die die Architektur nutzen, sehen und genießen wollen. Nach Auffassung des Architekturtheoretikers Vittorio Lampugnani kann gute Architektur aber nur aus einem „produktiven Spannungsverhältnis“ zwischen dem Architekt und seinem Bauherrn entstehen. Dieser Anspruch entspricht auch dem „Berufsethos“ der Architekten, Treuhänder für die Bauherren zu sein.

Allerdings zeigt die Realität der letzten Jahre, dass den Architekten die Einlösung dieses Anspruches heute im Alltag zunehmend Schwierigkeiten bereitet. Es bestehen Verständigungsprobleme der Architekten mit den kleinen Bauherren auf der einen Seite und den größeren Investoren auf der anderen Seite. So wird heute nur noch ein kleiner Teil der Einfamilienhäuser von Architekten gebaut. Generalunternehmer haben den Architekten die Arbeit abgenommen. Die Leistung der Architekten wird in der öffentlichen Meinung

als kostensteigernd wahrgenommen, die Vermittlungsaufgabe zwischen dem Wissen des Architekten und den Wünschen der Bauherren kann viele Bauwillige nicht mehr überzeugen.

4.2 Stadtbauräte – Anwälte für das Gemeinwohl

In den Städten und Gemeinden sind die Stadtbauräte mit ihren Bau- und Planungsverwaltungen für die Planung und Gestaltung unserer Städte zuständig. Viele Stadtbauräte wie beispielsweise Jörn Walter nehmen bewusst eine Gesamtverantwortung für die Gestaltung der Städte für sich selbst in Anspruch. Sie sehen sich als die Personen in einer Stadt, die diese Aufgabe übernehmen müssen, weil es nach ihrer Einschätzung bei den meisten Menschen kein ausreichendes Interesse an einer möglichst guten Gestaltung der gesamten Stadt gibt. Sie legitimieren ihre Rolle mit ihrer besseren Kenntnis über die städtischen und gestalterischen Anforderungen. Damit übernehmen sie – immer in guter Absicht – die Rolle desjenigen, der über die richtige Form der Gestaltung der Städte für ihre Bürger bestimmt.

Allerdings sind sich die meisten Stadtbauräte sehr wohl ihrer beschränkten Einflussmöglichkeiten für die gesamte Stadt bewusst. 75% der Stadtentwicklung sei den Planern längst entglitten, so der streitbare Architekturkritiker Michael Mönninger. So kümmern sie sich in erster Linie um prominente Orte in unseren Städten. Hier wird versucht, Einfluss auf die Investoren zu nehmen, planerisch legitimierte Vorgaben zu machen, hier werden das geballte Wissen und alle Fähigkeiten eingesetzt. In den Städten gibt es so eine Hierarchie der Räume. Es entstehen städtische Räume, in denen die Aktivitäten der Stadtbauräte mit Gesamtverantwortung geringer sind und es gibt Räume, in denen in keiner Weise mehr Einfluss genommen wird. In Gewerbegebieten am Stadtrand haben Stadtbauräte ihre Gestaltungsansprüche fast vollständig aufgegeben, obwohl gerade diese Gebiete unsere städtische Umwelt erheblich prägen. Die „Wildschweinsiedlungen“ sind ein geflügeltes Wort der Stadtplaner geworden, die in bestimmten Bereichen ihren Gestaltungsanspruch aufgegeben haben. Peter Conradi führt diesen Missstand auch darauf zurück, dass es den Städten und Gemeinden einfach an ausreichendem Personal in den Bauverwaltungen fehlt.

Ihre selbst definierte Aufgabe als oberste Gestalter ihrer Städte nehmen die Stadtbauräte mit unterschiedlichen Verfahren wahr. Sie entwickeln gesamtstädtische Konzepte wie beispielsweise Platzkonzepte, engagieren sich in

Wettbewerben für Gestaltungsqualitäten, bedienen sich städtischer Gestaltungsbeiräte, moderieren Prozesse zwischen allen Beteiligten (Einzelhändlern, Bürgern, Kirchen, usw.) und haben den Anspruch, das Stadtleben mitzubestimmen. Sie versuchen, zwischen Renditeüberlegungen und Medienkritik ein möglichst gutes Ergebnis zu erreichen. Für gute Gestaltung brauchen sie eine starke Stellung und müssen Konsens herstellen.

Zu den Aufgaben der Stadtbauräte gehört aber nicht bloß die reine Gestaltung der Städte. Bauräte übernehmen auch Verantwortung für generelle Ziele der Stadtplanung, die auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus für die gesamte Stadtentwicklung formuliert werden. So geht es den Stadtbauräten beispielsweise in der Flächennutzung oft darum, eine weitere Zersiedlung in das Umland zu verhindern bzw. die Flächennutzungsansprüche so zu steuern, dass bestimmte Bereiche für Siedlungszwecke ausgewiesen werden, um Freiräume an anderen Stellen zu schonen. Der Stadtbaurat hat hier zwischen dem individuellen Anspruch des einzelnen Bauherren und dem Gemeinwohlinteresse abzuwägen. Bezieht sich der Stadtbaurat auf die Gemeinwohlinteressen, können den einzelnen Menschen bestimmte Verhaltensweisen abverlangt werden, die aus gesamtgesellschaftlicher Sicht zwar berechtigt sind, aber mit den individuellen Wünschen der einzelnen Menschen nach weiteren Flächen oder höherer individueller Mobilität nicht zusammengehen.

Stadtbauräte müssen an dieser Stelle die Balance finden, für bereits ansässige Bewohner und Unternehmen vorhandene Qualitäten zu erhalten und für ansiedlungswillige Neubürger und Unternehmen möglichst einfache Bedingungen zu schaffen. Dazu gehört nicht nur die Spitzenarchitektur, sondern auch die Qualität der Landschaft im Umland der großen Städte, worauf Landschaftsarchitekten wie Teja Trüper gerne hinweisen. Die Qualität von Baukultur in der Stadt wird so zu einem Standortfaktor, dem sich ein Baurat für das Wohlergehen der gesamten Stadt verpflichtet fühlt.

4.3 Investoren – Anwälte der Kunden

Ein Beispiel für einen großen Investor ist ein Warenhauskonzern. Lovro Mandac ist Vorstandsvorsitzender des Kaufhof-Konzerns in Köln. Als ein großer Bauherr in unseren Städten sieht er die Menschen zunächst als seine Kunden. Er hat dabei sehr wohl den Anspruch, für seine Kunden zu bauen. Mit seiner eigenen Architektur will ein Warenhauskonzern wie der Kaufhof die Menschen ansprechen, in ihr Kaufhaus zu kommen und dort ihre Nach-

frage zu befriedigen. Die Frage, welche Anforderungen ein Kunde an ein solches Kaufhaus hat, ist also für den Bauherren ganz zentral. Er nimmt für sich in Anspruch, hier auch Verschiebungen wahrzunehmen, wie die Menschen ihre Stadt und ihr Stadtbild wahrnehmen. Sollten beispielsweise die Ansprüche an eine Fassadengestaltung in der Innenstadt von Seiten der Stadtplanung eingeschränkt werden, werden andere Standorte in der Stadt oder am Stadtrand gesucht, in denen diese Ansprüche umgesetzt werden können.

Menschen sollen durch möglichst transparente Kaufhausarchitektur auf das aufmerksam gemacht werden, was in dem Kaufhaus passiert. Sie sollen in das Gebäude hineingezogen werden, um an dem Ereignis des Einkaufs teilzuhaben. Dies kann im Widerspruch zu den Interessen des Denkmalschutzes stehen. Der Bauherr versteht sich als Anwalt für seine Kunden und seine Aktionäre, der Denkmalpfleger als Anwalt für die Interessen der Geschichte, des überlieferten baukulturellen Erbes.

Den Investoren wird vorgeworfen, in den letzten Jahren zunehmend die bloße Wirtschaftlichkeit der Immobilien im Blick zu haben und damit baukulturelle Qualitäten wie die Langlebigkeit oder auch die ästhetische Gestaltung einer Immobilie aus dem Blickfeld zu verlieren. Es entstehen sogenannte Investorenbauten, an denen Architekten nicht mehr beteiligt sind. Solche Immobilien stehen in Konkurrenz zu anderen Anlageformen und verlieren dadurch an Qualität. Eigene Bauherrenidentitäten verschwinden, anonyme Baugesellschaften bestimmen zunehmend das Bild unserer Städte, so Michael Mönninger. Dies gilt vor allem für die Bauvorhaben, bei denen die Investoren nicht selbst Nutzer sind.

In diesem Zusammenhang wird die Kommunikation zwischen den Architekten und Bauherren in den letzten Jahren häufig erschwert, weil sich die Struktur der Bauherren verändert. Bauherren sind heute oft größere, eher anonyme Organisationen, die aus einzelnen Abteilungen bestehen. Jede dieser Abteilungen versucht für sich, möglichst Fehler zu vermeiden. Dabei geht nach Meinung von Lampugnani oft der Blick für das Ganze verloren. Hinzu kommt, dass solche anonymen Bauherren ihre Bauwerke selten selbst nutzen. Das Interesse dieser Bauherren besteht nur noch darin, möglichst kurzfristig Profit mit der Immobilie zu erwirtschaften. Die Immobilie wird zu einer reinen Kapitalanlage, wie eine Aktie oder ein Rentenpapier. Damit geraten aber andere Anforderungen beispielsweise an die ästhetische Qualität aus dem Blickfeld.

Bei solchen „Umwegfinanzierungen“, bei denen das Geld vom Sparer über die Bank, den Immobilienfonds und den Projektentwickler läuft, entsteht in dieser Kette ein möglichst hohes Interesse, die Immobilie möglichst schnell wieder zu veräußern. Dabei werden die Anforderungen an die Qualitäten des Projekts nicht in der gleichen Weise berücksichtigt wie bei einer selbstgenutzten Immobilie. Die Interessen der Nutzer, also der Menschen, die in diesen Gebäuden wohnen oder arbeiten, leiden in diesen Fällen.



Foto 3: Diskussionen während des Kongresses im Palladium, einer ehemaligen Industriehalle (Foto: Christoph Petras, Berlin)

Auf der anderen Seite werfen Projektentwickler wie Erhard Ellenberger Architekten und kommunalen Stadtplanern vor, kein Gespür für die wirtschaftlichen Zwänge aufzubringen, denen ein Investor ausgesetzt ist. So sei es am Beispiel von Berlin-Mitte politisch durchaus nachzuvollziehen, von den Investoren hohe Wohnanteile an diesem Standort zu fordern. Eine solche Forderung lasse sich für einen Investor aber nur dann realisieren, wenn das Verhältnis zwischen Einkaufspreis, Verkaufspreis und dem Anspruch der Umsetzung stimme. Der Bodenpreis für den Einkauf der Grundstücke müsse bei der Anforderung, Wohnen in der Mitte von Berlin realisieren zu wollen, ent-

sprechend geringer sein. Wenn dies nicht der Fall sei, sei das Projekt zum Scheitern verurteilt. Diese Balance zwischen Einkaufspreis, Verkaufspreis und dem Anspruch der Umsetzung, also der sogenannten „Marktplazierung“, würde von Architekten und Stadtplanern häufig nicht ausreichend gewürdigt.

5 Verhältnis der Experten zum Bürger

Die „Dreiecksbeziehung“ zwischen Architekten, Stadtbauräten und Investoren ist zunächst eine Beziehung unter Experten. Sie wird legitimiert durch das Verhältnis zum Bürger in der Stadt, zum Nutzer der Gebäude, zum Kunden der Architektur. Mit den Begriffen Bürger, Nutzer oder Kunden wird bereits deutlich, wie die Experten, die am Bau- und Planungsgeschehen teilhaben, ihr Verhältnis zu den Menschen definieren, für die sie in ihrem beruflichen Alltag eintreten und die die eigentlichen Adressaten ihrer Tätigkeiten sind.

Die Initiative Architektur und Baukultur hat in ihrem Bemühen, die Qualität der gebauten Umwelt in Deutschland zu verbessern, bisher nur die Experten angesprochen. So war auch der Kongress in Köln eine Veranstaltung von Experten für Experten. Es wird ein nächster Schritt der Initiative sein müssen, eine breite Diskussion über Baukultur mit den Bürgern zu führen und die Adressaten von Planung und Bauen in die Debatte als „gleichberechtigte Partner“ aufzunehmen.

Die Menschen sollen sich in ihrer Stadt wiederfinden und durch eine attraktive Gestaltung in ihrer Stadt gehalten werden. Eine starke kommunale Bauverwaltung hat deshalb auch die Rolle als Mittler zwischen den Investoren und Architekten auf der einen Seite und den Bürgern auf der anderen Seite. Die Hannoveraner Stadtbaurätin Uta Boockhoff-Gries will die Menschen in ihrer Stadt für die Gestaltung der eigenen Lebensumwelt begeistern. Dies wird in allen Festreden – so auch von Bundesminister Kurt Bodewig während des Kongresses – gefordert, doch zeigt die Realität im kommunalen Alltag, dass den Bürgern hier zu wenig Möglichkeiten der Mitgestaltung eröffnet werden.

In den meisten Fällen stehen die realen Verfahren und Entstehungsprozesse einer bürgerschaftlichen Mitwirkung an der Gestaltung der gebauten Umwelt entgegen. Der Bonner Baudezernent Sigurd Trommer räumt selbstkritisch ein, dass heute größere Projekte in den Städten zunächst unter Ausschluss der Bürger behandelt werden. Schwierige Entscheidungen werden eben nicht

in demokratischen Prozessen, sondern in elitären Netzwerken vorbereitet, bevor sie dann politisch über ein formales Bebauungsplanverfahren legitimiert werden. In überschaubaren Netzwerken zwischen den Experten für das Planen und Bauen werden zumeist hinter verschlossenen Türen Vorentscheidungen getroffen, die dann, wenn sie eine gewisse Reife erlangt haben, den Bürgern und der Öffentlichkeit präsentiert werden. Ganz überwiegend wird diese „Entmündigung“ von den Bürgern auch hingenommen. Erfahrungen zeigen, dass ohne diese Verfahren, die im Vorfeld unter weitgehendem Ausschluss der Öffentlichkeit laufen, größere Projekte im Zusammenspiel von Experten und Bürgern kaum umsetzbar sind.

Hier ergibt sich ein Dilemma. Es zeigt sich bei vielen Menschen sehr wohl ein hohes Interesse an der Gestaltung ihrer gebauten Umwelt. Die Baustelle des Potsdamer Platzes in Berlin ist dafür ein gutes Beispiel. Die rote Infobox wurde in den Jahren der Baustelle intensiv genutzt. Und auch heute wird der Potsdamer Platz gut angenommen. Andere Beispiele für ein Interesse am Bau- und Planungsgeschehen, das über die Gestaltung des eigenen Wohnumfeldes hinaus geht, lassen sich finden. Das Finale der Internationalen Bauausstellung Emscher Park hat im Jahr 1999 gezeigt, dass nicht nur die Experten des Bau- und Planungsgeschehens die über 100 verschiedenen Projekte besucht haben, sondern auch die Bewohner des Ruhrgebietes für die Architektur in ihrer Region sensibilisiert wurden. Eine solche Veranstaltung hat zu einer Veränderung in der Einstellung zur gebauten Umwelt beigetragen. Von einem solchen neuen Interesse am Bau- und Planungsgeschehen zu einer eigenen aktiven Mitwirkung ist es aber noch ein langer Weg. Eine Bürgerbeteiligung, die über die Information zu den jeweiligen Projekten hinausgeht, ist bei der Realisierung großer Stadtentwicklungsprojekte im Planungsalltag heute ein schwieriges und eher ungelöstes Thema, weil die Beteiligung am Bau- und Planungsprozess vielfach in einer Abwehrhaltung gegenüber neuen Vorhaben besteht, die nicht vor der eigenen Haustüre realisiert werden sollen.

6 Dialog zwischen Experten und Bürgern

Ziel der Initiative Architektur und Baukultur ist es, die Qualität der Baukultur in Deutschland langfristig zu verbessern. Dazu ging es im ersten Jahr der Initiative darum, zunächst eine gemeinsame Perspektive aller am Bau- und Planungsprozess beteiligten Akteure zu schaffen. Einzelne Professionen wie die Architekten, die Ingenieure, Stadtplaner oder Landschaftsarchitekten ha-

ben begonnen, sich im Rahmen der Initiative von ihren Einzelprofessionen zu lösen und die gebaute Umwelt in ihrer Ganzheitlichkeit zu erkennen. Auch die Ingenieure haben in diesem Prozess erkannt, dass Brücken und Kläranlagen, Lärmschutzwände und Fernsehtürme nicht nur reine Zweckbauten sind, sondern dass es auch bei diesen Bauwerken um ästhetische Qualitäten geht und diese nicht nur vom Preis diktiert sein dürfen.

Nach etwas über einem Jahr Laufzeit der Initiative wurde während des Kongresses „Baukultur in Deutschland“ zum einen deutlich, dass nicht nur der Dialog unter den Akteuren, die professionell am Bau- und Planungsgeschehen teilhaben, verbessert werden muss. Vielmehr ist ein breiterer Dialog über Baukultur mit allen Menschen erforderlich, die ihren Alltag in der gebauten Umwelt verbringen. Noch hat der Dialog, der durch die Initiative Architektur und Baukultur angestoßen wurde, aber nur eine Binnenwirkung. Eine Breitenwirkung fehlt. Auch unter den Bürgern werden Fragen der Baukultur im Alltag heute kaum thematisiert. Selbstkritisch räumt der zuständige Bundesminister Kurt Bodewig ein, dass die Themen des Bau- und Wohnungswesens in der öffentlichen Wahrnehmung derzeit noch weniger präsent sind als die Themen des Verkehrs. Verstopfte Straßen oder verspätete Züge sind häufiger Gesprächsthemen als die unzureichende Gestaltung von Einkaufszentren oder die Ausuferung unserer Städte in ihr Umland. Es geht in der Initiative zukünftig deshalb darum, den Diskussionsprozess über Baukultur zu öffnen und auf eine breitere öffentliche Basis zu stellen. Dabei ist dies aber eine Aufgabe, die nicht allein ein Ministerium zu leisten hat, sondern die im Zusammenwirken der Partner der bundesweiten Initiative Architektur und Baukultur erfolgen muss.

Die Menschen können sich dieser gebauten Umwelt nicht entziehen. Die Erzeugnisse der Akteure, die am Bau- und Planungsgeschehen beteiligt sind, werden den Menschen ganz unabhängig von ihrer Qualität ständig öffentlich dargeboten: „Baukultur geht uns alle an“, so plakativ formulierte es Renigard Baron, Abteilungsleiter im Thüringischen Finanzministerium und dort für die Hochbauten des Landes verantwortlich. Christoph Ingenhoven beschrieb Architektur und Planung als eine Art „Zwangsernährung“. Der gebauten Umwelt könne man sich nicht entziehen. Dies unterscheidet Architektur und Planung von anderen Kulturbereichen wie der Musik, die in der Regel freiwillig gehört wird, oder der Malerei, für die ein Buch aufgeschlagen oder ein Museum besucht werden muss.

Um die Qualität von Architektur und Baukultur zu heben, ist der Forderung des Architekten Christoph Ingenhoven zuzustimmen, sowohl „ganz unten“ als auch „ganz oben“ anzufangen:

„Ganz unten“ bedeutet, dass eine Debatte über Architektur und Baukultur nur geführt werden kann, wenn auch das Wissen über die gebaute Umwelt in der Bevölkerung vorhanden ist. Wissen zu diesen Fragen kann in der Schule und Ausbildung vermittelt werden. Hier fängt es bei der Erziehung der Kinder an, über die Qualitäten von Architektur und Baukultur zu reflektieren. Die Lehre von einer gebauten Umwelt sollte – so auch eine Forderung im Statusbericht zur Baukultur – als Schulfach eingerichtet werden. Architekten und Planer selbst könnten wie beispielsweise in Thüringen in den Schulen für die Qualitäten in der Baukultur werben. Darüber hinaus könnte die Idee des Architekturkritikers Gert Kähler verwirklicht werden, in Analogie zur Verbraucherberatung eine Architekturberatung einzuführen, um die Qualitäten von Architektur und Baukultur zu heben.

„Ganz oben“ anzufangen bedeutet, dass es auch Spitzenarchitektur geben muss, um die Qualität von Baukultur auf einer breiten Basis anzuheben. Ingenhoven benutzt dazu ein Bild aus dem Sport. Deutsches Tennis sei heute nicht ohne Boris Becker denkbar. Auch in Architektur und Städtebau muss es deshalb Projekte geben, in denen Einzelne gezielt gefördert werden, weil die Qualität der Baukultur in hohem Maße eben auch von einzelnen Individuen abhängig ist. Renommiertere Architekten wie Matthias Sauerbruch finden es deshalb legitim, Einzelprojekte mit einem Vorbildcharakter herauszustellen und zu belohnen. Gerade um eine Breitenwirkung zu erreichen, sei es notwendig, gezielt Talente zu fördern. Nur unter Einbeziehung der Spitzenleistungen lässt sich Architektur auch vermarkten.

Hier ergibt sich aber ein Spannungsfeld zwischen den Architekten auf der einen Seite, die sich teilweise als Künstler verstehen und für die Gestaltung ihrer Gebäude eigene Freiräume gegenüber der allgemeinen Volksmeinung einfordern, und den Bürgern, deren Maßstäbe für die Beurteilung von Architektur sich nicht zwangsläufig mit den Maßstäben der Architekten decken. Architekten machen es sich zu einfach, wenn sie behaupten, Architektur sei Kunst und hier könne der Bürger nicht mitreden. Wenn es bei herausgehobenen Bauwerken auch wohl eine gewisse Autonomie für die Architekten geben muss, so ist der Architekturkritiker Hanno Rauterberg doch der Auffassung, dass die Verunsicherung gegenüber dem Neuen gleichzeitig auch ernst genommen werden muss. Es scheint mir deshalb erforderlich, die jeweilige

Spitzenarchitektur auch zu erklären – wobei dies eine Aufgabe ist, die weniger der Architekt zu leisten hat als vielmehr Architekturkritiker und Journalisten, die eine Sprache finden müssen, die dem Bürger auch die Chance eröffnet, über diese Themen, die seine Umgebung so ausdrücklich prägen, mitzureden. Bilder können die Verständigung über Architektur und Planung ganz wesentlich unterstützen.



*Foto 4: Karl Ganser mit Vorschlägen für mehr Qualität in der Baukultur
(Foto: Christoph Petras, Berlin)*

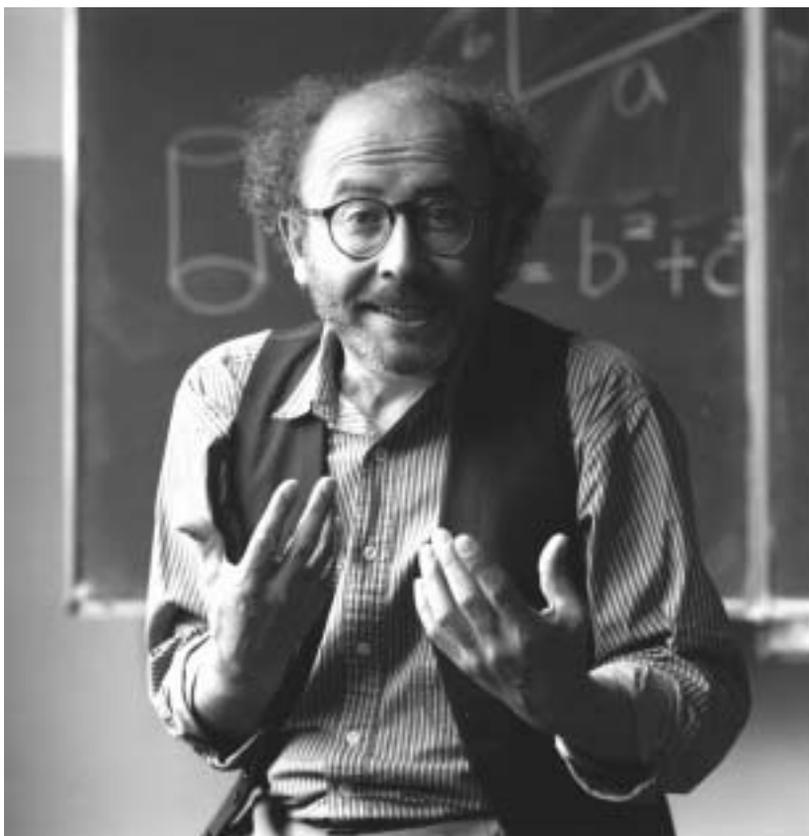
Weil Architektur und Planung derart öffentlich wirken, müssen sich Architekten und Planer im Diskurs der öffentlichen Meinung stellen. Dazu bedarf es eines permanenten Diskussionsprozesses über Bauqualität auf allen Ebenen. Karl Ganser hat während des Kongresses neue Formen der Vermittlung wie eine „Hauptstadt der Baukultur“, ein „Schwarz-Weiss-Buch“ oder ein „Nationales Experiment“ vorgeschlagen.⁸ Fragen

der Baukultur können dazu durchaus auch einen stärkeren Event-Charakter erhalten. Die rote INFO BOX am Potsdamer Platz oder die „Schau-stelle Berlin“ – eine Aktion, bei der über einen bestimmten Zeitraum größere Baustellen in Berlin für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden – sind hierfür zwei interessante Beispiele. Mit solchen Aktionen kann es gelingen, die Menschen leichter für die Sache der Baukultur zu begeistern.

Allerdings ist damit noch nicht ausreichend berücksichtigt, dass die Erwartungen des Bürgers nicht immer identisch mit den Erwartungen der Experten sind. Deshalb müssten alle beteiligten Akteure auch lernen, Kritik einstecken zu können, ihre Positionen zu rechtfertigen, sich auch Fehler eingestehen können. Es ist dem vielfach bestehenden Eindruck zu begegnen, dass Architekten und Planer von sich und ihrer Arbeit überzeugt sind, ja teilweise

⁸ Vgl.: Karl Ganser: Rede zum Kongress „Baukultur in Deutschland“ vom 3. bis 5.12.2001 in Köln. Aus: www.architektur-baukultur.de

eine Arroganz entwickeln, die einer offenen Kommunikation nicht förderlich ist. Vielleicht rühren die tiefen Ressentiments gegen große Projekte und große Namen auch aus diesen eher menschlichen Erfahrungen. Hier scheint es mir erforderlich, dass Architekten die Interessen und Einstellungen der Bauherren, dass Stadtplaner die Vorstellungen der Bürger ernsthafter in ihre alltägliche Arbeit einbeziehen, um Expertenwissen und Nutzeransprüche zukünftig besser miteinander zu verbinden.



Menschen-Bild

(Foto: Susanna Kock, Frankfurt/M.)

Ilse Helbrecht

Humangeographie und die Humanities – Unterwegs zur Geographie des Menschen

Ich lese zu Ende – und könnte sogleich wieder von vorne beginnen. So angenehm, so anregend sind mir die Gedankenreisen, auf die mich die Autorinnen und Autoren in den Aufsätzen dieses Sammelbandes schicken; und dafür danke ich ihnen. Menschenbilder in der Humangeographie, das rührt an großen Themen, die weite Fragehorizonte öffnen. Im Nachdenken über Antwortmöglichkeiten gehen die Verfasserinnen und Verfasser unterschiedliche Wege. Die Schreibenden ragen dabei aus ihren Texten selbst heraus. Sie zeigen sich als Menschen, als Bewohner ihrer Denkgebäude mit individuellen Ecken, Rundungen und Kanten. Manche Sätze, die sie schreiben, sind wie Poren ihrer eigenen Haut, die sie dem Leser zur Besichtigung und zum Betasten, zur Begutachtung auch frei geben.

Das Menschenbild der Textebildner, ihr Selbst- und Fremdbild, zeigt sich in ihren Worten, ihrer Sprache, ihrem Tonfall. Es kommt zum Vorschein im Gestus der Argumentation. So geht in diesem Sammelband eine Autorin neugierig „auf die Suche“, ein anderer verfasst Aussagen im Majestätsplural, die nächsten präsentieren sich als „wir“ im Team. Menschen machen Wissenschaft. Die Menschenbilder, die sie haben, formen die Konturen, Rhythmen und Reichweiten ihrer Denk-Bewegungen.

Die Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes betrachten die Frage nach dem Menschenbild. Sie beleuchten das im Alltagsgeschäft oftmals verdeckte, versunkene Fundament aller geographischen Mensch-Umwelt-Forschung: die anthropologisch-philosophische Basis, auf der das Disziplinengebäude steht. Diese Basis ist nicht monolithisch, sondern eher wie Amsterdamer Grachtenhaus oder ein venezianischer Palast auf vielen Stelzen aufgebaut. Bei aller Unterschiedlichkeit der Wege der Erforschung des Mensch-Umwelt-Verhältnisses in der Humangeographie zeigen die Beiträge des Bandes auf,

- dass Menschenbilder in der geographischen Forschung und Praxis wichtig sind,
- wie sie konstruiert werden,
- woraus sie bestehen,
- welche Wirkungen sie haben können,
- wie *dauerhaft* sie sind.

So unterschiedlich wie die behandelten Themen – sie reichen von der Freizeitgeographie über das Bankwesen in Ungarn bis zur räumlichen Planung in Deutschland –, sind auch die konzeptionellen Herangehensweisen der Aufsatz-Schreibenden hier. Wenn je etwas Gemeinsames aus dem Sammelband hervorspricht, dann nicht explizit, indem die Autorinnen und Autoren mit gleicher Stimme für etwas plädierten. Das gewiss nicht. Doch für meine Augen scheint ein indirektes Band die Texte rückseitig zu verbinden. Etwas geschieht im Hintergrund. Entlang der Manuskripte erstreckt sich still am Rand entlang eine Art Goldkante. Die Frage nach dem Menschenbild lockt die Autoren und Autorinnen allesamt ins Neuland. Den Menschen als Menschen so direkt in Augenschein zu nehmen, sprengt gängige Kategorien und Dimensionen, in denen die sozialwissenschaftliche Routine sonst ihre Bahnen zieht. Das Menschliche am Menschenbild rührt die Verfasser tiefer an. Wer ist der Konsument, über den die Einzelhandelsforschung arbeitet? Was sucht der Trendsportler und treibt ihn in immer unwirtlichere Extremregionen? Wer ist der Bürger, was ist das für ein Mensch, für den die Planer planen? Die Frage nach dem Menschenbild erschüttert, öffnet, perforiert distanzierte Denkroutinen rein (zweck)rationaler Betrachtung. Für den einen Autor weckt die Frage nach dem Menschenbild dabei so etwas wie Hoffnung, beim anderen äußert sich die Reflexion als Sorge, und jemanden Dritten bewegt sie wie eine unbestimmte Angst, ein Zweifel.

*

Die Frage nach den Menschenbildern wirft ein neues Licht auf die Betrachtung von Menschen in der Humangeographie. Das Wort „*Menschenbild*“ – es appelliert an uns. Es klingt ganz anders in uns an als Begriffe wie Subjekt, Großgruppe, Handelnder oder Akteur. Nach dem Subjekt zu fragen, beinhaltet schon das Gegenüber des Objekts, öffnet die Tür zur Objektivierung.

Mit der Frage nach dem Menschenbild sind Mensch und Menschenleben in weitere Denk-Kontexte gestellt. Jürgen Hasse spricht in der Eröffnung dieses Bandes von der in der Humangeographie oftmals unbeleuchteten „Schatten-

seite menschlichen Handelns“: dem Menschen, der sich menschlich spürt, der begehren, weinen, trauern, lieben kann. Da sind Moral und Größe, Tragik und Verlangen, Tod und Geburt gleich näher beieinander. Sie wirken mitbedacht. Der Bezugsraum wissenschaftlicher Betrachtung wird ein anderer. Er weitet sich. Die Frage nach den Menschenbildern in der Humangeographie geht an Grundsätzliches. Ein lebensphilosophischer Horizont von gelungenem Leben, von Glück ebenso wie Scheitern spannt sich auf. Das Wahre, Schöne, Gute wirken noch ungetrennt. Fast vormodern mutet es deshalb an, nach „dem Menschen“ und „Menschenbildern“ überhaupt zu fragen. Die Frage nach dem ganzen Leben steht überraschend groß im Raum. Soziale Konstrukte treten an Schreibende und Lesende heran und werden mit einem Male persönlich, privat, intim und philosophisch. Übergesellschaftliches am Leben tritt hervor, fragt man nach Menschlichem und Menschenbild.

Essentialistisch mutet der Begriff vom Menschenbild deshalb zu Weilen an. Mit einem sozial-konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis scheint die Frage nach dem Menschenbild nur begrenzt vereinbar. Der Beitrag von Claudia Wucherpfennig, Anke Strüver und Sybille Bauriedl in diesem Band zeigt jedoch, wie fundiert eine durchdringende repräsentationstheoretische Analyse der Bilder vom Menschen aussehen kann. Die Autorinnen demonstrieren, dass Menschenbilder auch „Menschenbildner“ sind. In einem Produktionskreislauf ohne Anfang, ohne Ende werden Bilder des Menschen gesellschaftlich vordefiniert. Als Rollenmuster, Vorbilder und Stereotype tragen sie dazu bei, Menschsein sozial zu konstruieren. Gesellschaftliche Deutungsmuster prägen das Alltagsleben und die Wertvorstellungen formbarer Subjekte. Durch die Dekonstruktion öffentlicher, in den Medien oder der Fachliteratur kursierender Stereotype von beispielsweise dem Deutschen oder dem Niederländer untersuchen die Autorinnen gesellschaftliche Bildungsprozesse von Menschen durch Menschenbilder. Gemeinsam kommen sie zu dem Schluss: „Menschenbilder können nicht authentisch sein“. Sie sind Produkte gesellschaftlicher Machtverhältnisse und als solche nicht nur sozial konstruiert sondern auch machtpolitisch deformiert.

Dennoch: Für gewöhnlich stellt man in der Humangeographie die relativ allgemeine Frage nach den Menschenbildern nicht. Sozialwissenschaftlich geschult fragt beispielsweise die Sozialgeographie präziser nach einzelnen sozialen Konstruktionen in der Gesellschaft wie etwa den Rollenbildern oder kulturellen Identitäten von Individuen, Ethnien, Lebensstilgruppen oder Geschlechtern. Für den modernen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler ist

der Mensch als Objekt analytischer Betrachtung nicht einfach Mensch. Er spricht vielmehr spezifischer von einem Subjekt, das ein Akteur, ein Unternehmer, ein Befragter, ein Ausländer, ein Obdachloser, Proband oder beispielsweise Politiker ist. Von Menschen in ihrer Allgemein(gültigk)heit ist nicht die Rede, sondern von Individuen, die ihre Prägung durch das Soziale erfahren und deshalb durch bestimmbare gesellschaftliche Merkmale voneinander zu unterscheiden und in Gruppen einzuteilen sind.

Viel ist gewonnen, seit wir in der Humangeographie nicht mehr den Menschen betrachten, sondern differenzierter besondere Merkmale und Konstruktionsweisen in Form von Alter, Status, Bildung, Herkunft, Geschlecht oder Religion. Die Humangeographie als Sozialwissenschaft ist komplexer geworden und damit theoretisch anschlussfähig. Sie hat im deutschen Sprachraum seit den 1950er Jahren fast ein halbes Jahrhundert dazu gebraucht. So vermag sie es heute, detailgetreuere Fragen zu stellen als die nach „dem Menschen“. Sie schaut genauer hin und betrachtet einzelne Situationen. Sie löst heraus. Löst sie auch auf?

*

Das Menschenbild der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften kennt weder mehr den Einzelnen in seinen ganz persönlichen Hoffnungen, Wegen oder Nöten noch uns alle. Die Menschheit geriet ihnen aus dem Blick. Die Umzingelung des Menschen, wie sie von den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften betrieben wird, das Theoriefähig-Machen des Menschen gilt es, beständig menschlich zu hinterfragen. Denn Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler bedienen sich für ihren analytischen Zweck besonderer intellektueller Betäubungsstrategien. Um Subjekte als soziale Wesen zu obduzieren, wird Menschsein reduziert. Das Menschliche am Menschen wird sozialwissenschaftlich anästhesiert.

In der Folge erscheint keine wirklich große, keine vermeintlich kleine Frage mehr weder sozialwissenschaftlich noch humangeographisch zulässig. So wird der Tod meist nur gesehen in seiner Bedeutung für das Soziale als Sterberate, die Geburt nur in ihrer demographischen Bedeutung für die Gesamtgesellschaft. Der Einzelne wird betrachtet in dem, was sein Auf-die-Welt-Kommen und Die-Welt-Verlassen für die anderen bedeutet. Den Menschen nur als sozialen Akteur zu sehen, ist aber grobschlüchtig; da wird weder gelacht, gesungen noch geweint. Große Einzelereignisse werden im Vogelflug des sozialwissenschaftlichen Überblicks auf Massenphänomene nivelliert.

Soziales wird über das Originäre gestellt. Es überschattet andere wichtige Fragen. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften thematisieren, was für Gesellschaft und Wirtschaft bedeutend ist. Dies ist notwendig, jedoch für die Bewältigung des individuellen wie gesellschaftlichen Lebens noch nicht ausreichend. Denn in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften existiert der Mensch fast nie als einzelne Person.

So reden Sozialgeographen und Soziologen über Individualisierung, ohne Berücksichtigung der Individuation. In den Sozialwissenschaften werden allein die gesellschaftlichen Ursachen und Folgen zunehmender Individualisierung debattiert. Die persönliche Seite von Individualisierung, also der Kern dessen, was „Individuation gleich Personwerdung gleich Einmaligkeit gleich Emanzipation“¹ kennzeichnet, ist außerhalb des Blickfelds. In der sozialwissenschaftlichen Perspektive wird die persönliche Seite von Individualisierungsprozessen und -erfahrungen an den Rand gerückt. Individualisierung wird mit Ulrich Beck als rein „historisch-soziologische, als gesellschaftsgeschichtliche Kategorie verstanden, als Kategorie, die in der Tradition der Lebenslagen- und Lebenslaufforschung steht“².

Dieser sozialwissenschaftliche Blick ist für die Humangeographie zu eng gefasst. Dadurch entgeht der Analyse des Ganzen die Fruchtbarkeit der Teilperspektiven. Die Betrachtung der Gesellschaft bleibt unzureichend, wenn wesentliche Erfahrungen der Menschen unberücksichtigt sind. Der Blick auf das Ganze ist verstellt, wenn er die Perspektive des Individuums nicht mit enthält. Die Einzelnen, die alle sind, gehören mit in das Profil. Dafür aber, für die Selbst-Betrachtung des Menschen als wirklichem Individuum, als eigenständiger Person, fehlt den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften jedweder Blick, jedwedes analytische Werkzeug wie auch das begriffliche Vermögen. Dieses Zukurzgreifen ist klar erkennbar und erkannt. Jürgen Habermas diagnostiziert das Dilemma der Sozialwissenschaften der Moderne als Sprachdefizit:

„Den sozialwissenschaftlichen Interpreten fehlen die Begriffe, um eine spezifische Erfahrung der Moderne, die ihnen intuitiv gegenwärtig ist, deskriptiv einholen zu können. Das Individuelle soll als das Wesentliche ausgezeichnet und kann doch nur als das Akzidentelle,

1 Beck 1986, S. 207.

2 Ebd.

nämlich als dasjenige bestimmt werden, was von der exemplarischen Verkörperung eines generischen Allgemeinen abweicht.“³

Auch in der Sozialgeographie war die Suche nach dem Allgemeinen, nach Regeln, Theorien, Gesetzmäßigkeiten eine große Triebkraft wesentlicher Teile der Entwicklung des Faches. Wolfgang Hartke und seine Münchner Mitstreiter und Kollegen haben der Sozialgeographie ein großes Erbe hinterlassen: Die Frage nach den Motivationen menschlichen Handelns. Mit Hartke hält das Nachdenken über die Gesellschaft, den Menschen als soziales Wesen, Einzug in die Geographie. Was vorher in der traditionellen Kulturlandschaftsgeographie unberücksichtigt blieb, gesellschaftliche Dynamiken im menschlichen Zusammenleben, wird mit Wolfgang Hartke erstmals als Anspruch, Ziel und Mittel geographischer Analyse von Welt formuliert.

Mit dem Siegeszug der Sozialwissenschaften und ihrem Drängen zum Allgemeinen hin schien die Humangeographie der physischen Geographie als Wissenschaft ebenbürtig zu sein, geschwistergleich. Es ist eine disziplinäre Errungenschaft, nach langem Ringen den Anschluss an sozialwissenschaftliche Diskurse erreicht zu haben. In dem vermeintlichen Triumph liegt jedoch ebenfalls eine Gefahr. Sie besteht in einer gedanklichen Engführung, indem die Sicht auf den Menschen, seine Rolle und sein Wirken im Mensch-Umwelt-Verhältnis rein auf ein gesellschaftliches Sein fokussiert wird. Benno Werlen vertritt entschieden wie kaum ein anderer eine solche Position, die das Menschenbild der Sozialgeographie mit soziologischen Begriffen einzäunt und sozialwissenschaftlich begrenzt. Seiner Auffassung von Sozialgeographie liegt als Menschenbild zu Grunde: „Der ‚Mensch‘ wird als sozialer Akteur thematisiert“⁴. Er wird als sozial eingebundenes Wesen verstanden, das gesellschaftlichen Spielregeln, Normen, Institutionen unterliegt. Diese zu erkunden, ist Aufgabe der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und mit ihnen der bisher bekannten Sozialgeographie.

*

Humangeographie als umfassende Geographie des Menschen kann darüber hinaus zukünftig weiteres sein. Sie könnte nach der geographischen Einbindung des Menschen im geisteswissenschaftlichen Sinn fragen, seinem menschlichen Bezug als Mensch zur Welt.

3 Habermas 1994, S. 437.

4 Werlen 2000, S. 12.

Die Geisteswissenschaften (z.B. Literaturwissenschaft, Geschichte, Recht, Theologie, Linguistik, Philosophie) sind von den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften unter anderem unterschieden durch ihren Wahrheitsbegriff. Weil sie von jeher anders vom Menschen ausgehen und auf ihn zu gehen, verwenden sie auch andere Maßstäbe der Analyse, andere Kriterien des Urteils wie der Kritik. Der Wahrheitsbegriff einer Wissenschaft ist von ihrem Menschenbegriff nicht zu trennen. Nach Jacques Derrida kommt den Geisteswissenschaften aufgrund ihrer Aufgabenstellung Thematik eine ganz besondere Rolle im Reigen der Fakultäten zu. Sie sind „der privilegierte Ort“⁵ innerhalb der Universität für einen freien, unbedingten Diskurs, in dem alles ausgesprochen werden kann. Ein in diesem Sinn geisteswissenschaftlicher Diskurs geschieht „dort nämlich, wo es um nichts Geringeres geht als darum, den Begriff des Menschen neu zu denken, die Figur der Menschheit und Menschlichkeit im allgemeinen und insbesondere jene, die Voraussetzung dessen ist, was in der Universität seit ein paar Jahrhunderten *Humanities*, *humanités*, Geisteswissenschaften etc. heißt“⁶ (Herv. i. Orig., d.Vf.).

*

Was wäre gewonnen? Eine geisteswissenschaftliche Weitung der Human-geographie steht uns noch bevor. Heute schon zu versuchen, sie zu beschreiben, ist Vorgriff auf Zukünftiges. Dennoch glaube ich, dass genau dies im Ansatz durch die Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes geschieht.

Jürgen Hasse erklärt in seinem Aufsatz, wie postmoderne Politik, Ökonomie und Kultur die Lust, die Identitätssuche und das Begehren der Menschen als strategische Mittel der Verführung verwenden. Mit Sehnsüchten treibt die Werbung ihr bestes Geschäft. Die Kunst wird nicht mehr in kleinen Reservaten der Hochkultur wie etwa Museen, Galerien oder der Oper exklusiv gehalten. Vielmehr hat sich der gute Geschmack demokratisiert und massenhaft verbreitet. Er ist in Magazinform als „Schöner Wohnen“ oder „Vogue“ unter das Volk gegangen. In der Mode, im Einkaufs- und Freizeitverhalten sind der Umgang mit Ästhetiken und Stilen inzwischen für eine Mehrzahl der Bundesbürger veralltäglicht. Konsumroutinen des Kleidungskaufs, Cafe- oder Friseurbesuche werden von weiten Teilen der Mittelschicht als Wege der Ausdruckskunst genutzt. Landschaften spielen hierbei eine große Rolle; sie sind Bühnen. Sie dienen der Selbstdarstellung und eröffnen den Protago-

5 Derrida 2001, S. 19.

6 Ebd.

nisten Möglichkeiten des Schauspiels. Heike Egnér verdeutlicht dies in ihrem Beitrag am Beispiel des Landschaftskonsums durch Sporttouristen. Für Natursportler, seien es Mountainbiker, Kletterer oder Gleitschirmflieger sind Naturlandschaften eine Art Regiebuch mit Anweisungen und Wegen zur Steigerung des eigenen Erlebens.

Stadtlandschaften werden ebenso inkorporiert, genutzt, gebraucht, gelesen und verschlungen als Mittel der persönlichen Erlebnisproduktion. Viele Städte richten sich auf ihre Rolle als Bühne und Wohnzimmer pluraler Lebensstile ein. Claus-Christian Wiegandt weist in seinem Beitrag auf die unterschiedlichen Menschenbilder hin, die Architekten, Stadtbauräte, Investoren in ihren Zielgruppen avisieren, wenn sie Einkaufszentren, Fußgängerzonen, Eckkneipen oder auch ganz Stadtteile gestalten. Stadtbürger werden von Planung und Politik in vielen Rollen angesprochen. Sie sind Bewohner und gleichzeitig Kunden, Betroffene, Beteiligte wie auch Nutzer ihrer Stadt. Öffentliche Räume fungieren als Vitrinenschränke des urbanen Konsums. Im Zentrum steht die Innenstadt. Ihre Urbanität wird stilisiert und möbliert als Mitte. Sie gewährt einen identitätsstiftenden Erlebnisgrund.

Um Freizeitverhalten, Sporttourismus, Stadtentwicklung, Einzelhandelslandschaften heute zu verstehen, muss die Humangeographie neue Wege gehen. Die meisten humangeographischen Teildisziplinen brauchen einen neuen Antritt und Impuls. Dies macht Frank Schröder am Beispiel der Einzelhandelsgeographie deutlich. Er zeigt, dass die Handelsforschung eines Menschenbilds bedarf, das auch um Emotionen weiß, um heutiges Konsumentenverhalten zu verstehen. Das reduktionistische Menschenbild des *homo oeconomicus* ist überholt und unangemessen. Es verstellt den Blick auf die ökonomischen wie städtischen Realitäten. Nur mit einem menschlicheren Bild vom Konsumenten, das auch Unbewusstes, Emotionen und Begehren als Motive von Kauf und Entscheidung enthält, wird eine zeitgemäße Theoriebildung zu neueren Handelslandschaften und verändertem Konsumentenverhalten möglich sein.

Menschliches Verhalten lässt sich immer weniger eindeutig analysieren und zutreffend prognostizieren, wenn man seine Motive auf (vermeintlich) rein Rationales reduziert. Diesen Gedanken hat Jürgen Hasse tiefreichend ausgeführt. Um die vielschichtigen Bezüge der Menschen zu ihrer Umwelt zu verstehen, muss die Humangeographie feinere Motive, Prozesse, Phänomene und Wirkungsgefüge in den Blick nehmen, als dies allein mit einer wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Linse möglich ist. Ergänzend hinzutret-

ten zur Erklärung des komplexer gewordenen Mensch-Umwelt-Verhältnisses im 21. Jahrhundert muss eine erweiterte Humangeographie; eine Humangeographie, die sich nicht nur als moderne Wirtschafts- und Sozialwissenschaft versteht, sondern auch als Teil der Geisteswissenschaften (oder wie es im Englischen heißt: Humanities) begreift, insofern die Geisteswissenschaften die „Wissenschaften vom Menschen“⁷ sind. Indem die Geisteswissenschaften den Mensch als Menschen meinen und das Menschliche am Menschen erforschen und ergründen, ist ihr Gehalt wesentliche Voraussetzung einer zum Kern des Mensch-Umwelt-Verhältnisses vorgedrungenen Humangeographie.

*

Was hieße eine Geographie als Geisteswissenschaft? Geisteswissenschaften nehmen „einen Begriff vom Eigenen des Menschen in Anspruch“⁸. Geographie als Geisteswissenschaft zu betreiben, heißt, dieses „Eigene des Menschen“ suchen, bekräftigen, erneuern, hinterfragen. Die Frage nach dem Invarianten, nach dem allem Gesellschaftlichen zu Grunde Liegenden, ist aufzuwerfen und die Suche nach den Annahmen, dem verschwiegen unterlegten Fundament vieler sozialwissenschaftlicher Subjektbegriffe, den Vorstellungen von Großgruppen und Beschreibungen von Gesellschaft zu beginnen.

Heike Jöns stellt in ihrem Aufsatz radikal die an die Wurzeln gehende Frage nach der (Sonder-) Stellung des Menschen in der Welt. Ist es gültig, realistisch, legitim, den Menschen von den anderen ihn umgebenden Dingen, Lebewesen, Phänomenen auszusondern und ihn extra zu behandeln, ihn zu betrachten als Spitze der Schöpfungs-Hierarchie? Oder besteht eine Symmetrie zwischen Menschen und Dingen, die beide in ihrem Akteursdasein (Aktanten), ihrer Wirkmacht und Verantwortlichkeit gleichberechtigt? Diese Frage enthält große Sprengkraft für die Disziplin Geographie. Sie rüttelt an den Grundfesten des Faches und traditioneller Vorstellungen zum Verhältnis von Mensch und Umwelt.

Eine geisteswissenschaftlich geweitete Humangeographie, die Antwort geben könnte auf die Frage nach der Stellung des Menschen in der Welt, indem sie Mensch-Umwelt-Beziehungen aus ihrer disziplinären Sicht präzise analy-

7 Fuhrmann 2002, S. 81.

8 Derrida 2001, S. 10.

siert, wäre nicht nur fachintern relevant, sie wäre für den gesamten Kanon der Wissenschaften von hoher Bedeutung, ja, vielleicht weltbedeutend. Die Geographie – und hier meine ich die Humangeographie mit der physischen Geographie im Verbund –, die lange nur theorienehmend war in der Relation zu ihren Nachbarwissenschaften, kann zu einer Theoriegeberin werden, auch gegenüber der Philosophie. Denn die Analyse von Mensch-Umwelt-Beziehungen betrifft den Kern des Verständnisses vom Eigenen des Menschen.

Oikuméne ist nach antik-griechischem Verständnis die vom Menschen bewohnte Welt. Peter Sloterdijk schreibt in Anlehnung an Eric Voegelin von den Bewohnern der sogenannten Ersten Ökumene: „Sie sind die Wesen, die in dasselbe Licht schauen und von derselben *Frage* überragt werden“⁹ (Herv. i. Orig., d. Vf.). Sie erfahren „die für alle gleiche Rätselstruktur der Existenz“¹⁰. Das Menschliche am Menschen in der westlichen Antike sind die ihm eigenen, universalen Geheimnisse und Fragen, die sich ihm stellen überall auf dieser Welt. Den Mensch macht in der Antike auch zum Menschen, dass er in die gleiche Sonne blinzelt, egal von wo auf dieser Welt. Das Blinzeln leichter machen, hieße, dass es durch Wissenschaft gelänge, die Augenlider etwas mehr zu öffnen. Das Blinzeln aufzuheben gelingt nie.

Heute, in nachantiker Welt, haben sich die Voraussetzungen dieses Blinzeln radikal gewandelt. Das Menschliche am Menschen hat sich ausdifferenziert:

„Die Zweite Ökumene hat die Universalien der Ersten aufgesprengt; sie hat die christlichen wie die griechischen Weltbegriffe und ihre logischen Evidenzen mit dem Prädikat provinziell versehen.“¹¹

Das Eigene des Menschen unter den Bedingungen von Globalisierung zu beschreiben, erfordert mehr geographische Analyse, geographische Weltsicht, geographisches Talent. Denn um die „Einheit der Menschen in ihrer zerstreuten Gattung“¹² gedanklich zu fassen, können Soziologie wie Philosophie profitieren von einer Humangeographie, die das Eigene am Menschen in seinen Vielfalt und räumlichen Differenziertheit thematisiert. Diese Humangeographie, die über die Grenze der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften hinausragt und sich in das ureigenste Terrain der Geisteswissenschaften hineinwagt, muss erst noch werden. Sie könnte die von Ort zu Ort verschie-

9 Sloterdijk 2001, S. 987.

10 Ebd., S. 988.

11 Ebd., S. 990.

12 Ebd., S. 992.

denen Antwortmöglichkeiten des Menschen auf die immer gleichen Fragen untersuchen. Die Geisteswissenschaften könnten von einer neuen Geographie bereichert werden, die hilft, die Einheit des Menschseins in differenzierten Umwelten zu beschreiben. Damit würde ein Fach theoriegebend, das bisher zumeist nur als Theoriennehmerin die Bühne interdisziplinären Dialogs betrat. Eine solche Humangeographie ist ein wesentlicher Baustein der Humanities, weil sie den Menschen vom Mensch-Umwelt-Verhältnis her versteht.

Durch und durch Mensch sein – dazu bedarf es einer Welt. Um das Eigene des Menschlichen zu begreifen, braucht es die Beziehung des Menschen zur Umwelt. Dieses Verhältnis zu durchdringen, ist Aufgabe der Humangeographie, die Mensch-Umwelt-*Beziehungen* fokussiert. Das Menschenbild hierfür muss den Menschen und sein Eigenes immer schon als auf die Welt Bezogenes begreifen. Um diesen Bezug zur Welt erfassen zu können, muss die Humangeographie die Analysegrenzen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften überschreiten. Sie muss sich erweitern und hinüber wachsen in die Geisteswissenschaften, damit sie in vollem Umfang wird, was Humangeographie im Namen führt: Geographie des Menschen.

Literatur

- BECK, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- DERRIDA, Jacques (2001): Die unbedingte Universität. Frankfurt a. M.
- FUHRMANN, Manfred (2002): Bildung. Europas kulturelle Identität. Stuttgart.
- HABERMAS, Jürgen (1994): Individuierung durch Vergesellschaftung. In: Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M., S. 437-446.
- SLOTERDIJK, Peter (2001): Sphären II. Globen. Frankfurt a. M.
- WERLEN, Benno (2000): Sozialgeographie. Eine Einführung. Bern, Stuttgart, Wien.

Autorinnen und Autoren des Bandes

Bauriedl, Sybille, Dipl.-Geographin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Wirtschaftsgeographie der Universität Hamburg.

Egner, Heike, Dr. rer. nat., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Geographischen Institut der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Hasse, Jürgen, Dr. rer. nat. habil., Universitätsprofessor für Geographie und Didaktik der Geographie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Helbrecht, Ilse, Dr. phil. habil., Privatdozentin am Geographischen Institut der Technischen Universität München.

Jöns, Heike, Dr. phil., Wissenschaftliche Angestellte am Geographischen Institut der Universität Heidelberg.

Schröder, Frank, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Geographischen Institut der Technischen Universität München.

Strüver, Anke, Dipl.-Geographin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Nijmegen Centre for Border Research & Department of Human Geography, Universität Nijmegen (Niederlande).

Wiegandt, Claus-Christian, Dipl.-Geogr., Dr. rer. nat., Universitätsprofessor am Geographischen Institut der Technischen Universität München.

Wucherpfennig, Claudia, Dipl.-Geographin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Didaktik der Geographie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a.M.